

schon sehr genäherten und eigentlich schon zum Elb-Alluvium gehörigen kleinen See zu konstatieren. Hier tritt plötzlich *Trapa natans* in erdrückender Menge auf; sie drängt alle andern Pflanzen ans Ufer, nimmt für sich alle offenen Wasserflächen in Anspruch und gestattet nur der *Salvinia natans* Raum.

Am Setzsteiger Teiche sehen wir also nur die pontische Genossenschaft durch ein noch dazu ziemlich einflussloses Mitglied vertreten. Die Artenzahl der die tiefer liegenden Wasserflächen bewohnenden Pflanzen erfährt ihre Vermehrung durch Hinzutreten baltischer Gewächse. Aber auch unter diesen üben die aus dem Osten eingewanderten Pflanzen einen bedeutenden Einfluss aus, wie das Auftreten der *Trapa* und *Salvinia* im Kliekenschen See deutlich vor Augen führt.

Die Ergebnisse obiger Beobachtungen lassen sich schliesslich in folgenden Sätzen zusammenfassen:

1. Auf dem Fläming begegnet sich die baltische Flora mit der pontischen und der der deutschen Mittelgebirge.
2. Die pontischen Pflanzen nehmen den beiden andern Gruppen gegenüber eine herrschende Stellung ein.

Führer durch das Unstrutthal von Artern bis Naumburg für Vergangenheit und Gegenwart

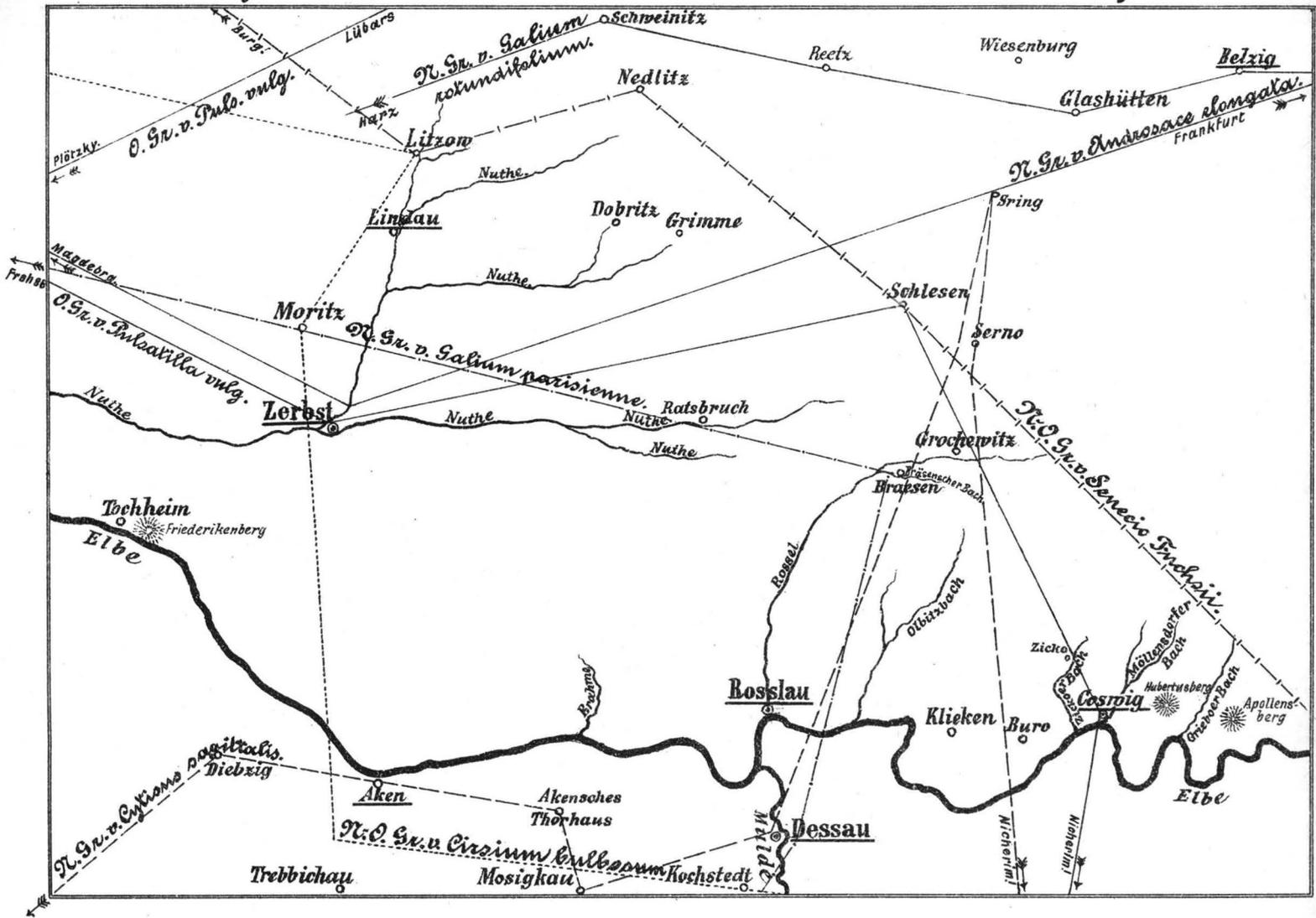
von
Prof. Dr. Hermann Grössler
in Eisleben.

Zweiter Teil. Das untere Thal von Vitzenburg bis Grossjena.

Vitzenburg.

Vitzenburg, welches mit der Birkenschäferei und Kleinzingst zusammen im Jahre 1890 219 Einwohner hatte, liegt $1\frac{3}{4}$ Stunde von Querfurt, $2\frac{1}{2}$ Stunde von Laucha, $\frac{1}{2}$ Stunde von Reinsdorf (Bahnhof) und desgleichen von Nebra (Bahnhof) entfernt. Es war in ältester Zeit, wie Ritteburg, Wiehe und Burgscheidungen, eine Reichsburg, zu welcher die Dörfer Zingst und Klein-Zingst, Reinsdorf, Liederstedt, Krautdorf (jetzt nur Dorfteil), Preditz, Weissenschirmbach, Gölbitz, Barca (wüst), Johannrode (wüst), Kunisch (wüst), Gross- und Klein-Neckendorf (wüst), Ober-, Mittel- und Unter-Stachelrode (ebenfalls wüst) gehört zu haben scheinen. Auch Klein-Wangen und Klein-Lichtstedt gehörten, wenigstens

Vegetationslinien im Gebiete des südwestlichen Fläming.



in späterer Zeit, vielleicht aber schon von Anfang an zu der Herrschaft¹. Die Burg wird schon gegen Ende des 8. Jahrhunderts als Fizenburg, gegen Anfang des 10. Jahrhunderts als Vitzenburg und im Jahre 979 in der Form Uitzanburch in Hersfelder Urkunden erwähnt. Nicht lange darnach (i. J. 991) tritt auch ein Ehepaar als Inhaber dieser Burg hervor, nämlich der edle Mann Brun mit seiner Gemahlin Adilint. Der Name des Mannes lässt vermuten, dass er ein Spross des Geschlechtes des Edelherren von Querfurt war. Ist diese Vermutung richtig, so wäre er der erste urkundlich nachweisbare Edelherr von Querfurt. Beide hatten schon vor dem Jahre 991 — wie lange vorher, wird nicht gesagt — in ihrem Schlosse Vitzenburg eine Kirche erbaut und dieselbe mit Eigengütern aus ihrem Besitz reichlich ausgestattet, welche in den Dörfern Liederstedt, Bedra, Schortau, Gröst, Zeuchfeld, Reinsdorf und noch einem unbekanntem Dorfe gelegen waren. („Quidam nobilis vir Brun nominatus et eius coniunx Adilint in civitate sua Vizenburg ecclesiam construxerunt eamque ... dotauerunt, illuc dantes praedia sua, quae habuerunt in villis Liedenstedi, Zidici, Widri, Zirtowa dictis et in villa Grodisti octo mansos et in villa Zuchibuli sex mansos et dinidium et in villa Regingeresdorf novem mansos.“ (Monum. Boica XXVIII. I, 247 ff.)

Gegen Ende des 11. Jahrhunderts erscheint als Herr der Burg ein gewisser Vizo von Vizenburg, vermutlich ein Nachkomme jenes edlen Paares, sicher aber ein Verwandter des Markgrafen Wiprecht von Groitsch. Von diesem Vizo berichtet der Pegauer Mönch, er habe gegen Ende des 11. Jahrhunderts auf seinem Schlosse Vitzenburg eine Abtei gestiftet, die er mit Nonnen besetzt habe. Bei seinem (im Jahre 1106 erfolgten) Tode vermachte der „sehr reiche“ Vizo alle seine Güter seinem Verwandten, dem Markgrafen Wiprecht, der infolge dieser Erbschaft auch das Oberaufsichtsrecht über das von Vizo gegründete Kloster Vitzenburg erhielt. Im Jahre 1109 brachte Wiprecht in diesem Kloster seine zum zweiten mal verwitwete Mutter Sigena unter (VI. kal. Martii 1109 secundo viduata), welche auch daselbst starb und, wie man annehmen muss, in der Klosterkirche beigesetzt worden sein wird. Nicht lange darnach nahm auch noch eine andere nahe Verwandte Wiprechts, eine Nichte des Grafen Friedrich von Lengefeld, mit zahlreichem Gefolge auf Vitzenburg ihren Wohnsitz. Dieselbe missbrauchte aber ihren Reichtum und verleitete die Vitzenburger Nonnen zu ungeistlichem Leben. Darüber geriet nun der Kloostervogt Wiprecht in grossen Zorn und fasste den Entschluss, das Nonnenkloster entweder aufzuheben oder doch an einen andern Ort zu

¹ Vgl. M. Könnecke, Geschichte des Dorfes Klein-Eichstedt bei Querfurt Mansfelder Blätter VI, 8. 92 u. 93 Eisleben 1892.)

verlegen. Doch ist möglich, dass er sich der im Kloster eingerissenen Unordnung nur als eines Vorwandes bediente, um die Nonnen los zu werden und die günstig gelegene Vitzenburg wieder als Festung gebrauchen zu können. Nach dem Berichte der Pegauer Jahrbücher begann er den Bau eines Klosters auf den Rat des Bischofs Otto von Bamberg in dem unfern von der Vitzenburg gelegenen Dorfe Reinsdorf an der Unstrut, besetzte dasselbe mit Mönchen und erlangte durch Vermittelung seines Abtes Windolf zu Pegau von dem Korveyer Abte den Ludiger, der früher Prior in Pegau gewesen war, zum Abte des neugegründeten Klosters. Anders jedoch lautet der Bericht des Nikolaus von Siegen aus dem S. Peterskloster in Erfurt, welcher (1492) 37 Wochen als Prior in dem Reinsdorfer Kloster verweilt hat¹ und dort die beste Gelegenheit hatte, sich über die Vergangenheit des Klosters gründlich zu unterrichten. Nach ihm ist das Kloster Vitzenburg schon zur Zeit des Kaisers Heinrich II. und der h. Kunigunde (also während der Jahre 1002—1024) gegründet worden, und zwar nicht auf, sondern neben dem Schlosse. Im Jahre 1109 hat dann nach Vizos Tode Wiprecht zunächst Benediktinermönche in das Vitzenburger Nonnenkloster eingeführt, nachdem er die Nonnen entfernt. Erst später habe Abt Ludiger wegen der Höhe des Berges und wegen Wassermangels das Kloster in die Niederung des Unstruthales (nach Reinsdorf) verlegt und den neuen Bau mit Hilfe des Bischofs Otto von Bamberg und des Markgrafen Wiprecht zu stande gebracht. Wie dem nun auch sei, keinesfalls kann das Kloster schon im Jahre 1121 nach Reinsdorf verlegt gewesen sein, da um diese Zeit König Heinrich V., um die mannigfachen Verdienste des Bischofs Otto zu belohnen, dem Hochstifte Bamberg die Abtei Vitzenburg (Vizinburgh) übereignete, die nun der Bischof mit 60 Hufen ausstattete. Damals also war der Standort der Abtei noch Vitzenburg. Die Verleihung des Klosters durch den Kaiser dürfte sich so erklären, dass zwar der eigentliche Geschenkgeber Wiprecht war, dass aber seine Schenkung, weil die Herrschaft Vitzenburg zweifellos Reichslehn war, der Wiederholung oder Genehmigung durch den Kaiser bedurfte. Das Vogteirecht über die Abtei hat zunächst wohl Wiprecht bis zu seinem im Jahre 1124 erfolgten Tode und nach ihm sein Sohn Heinrich ausgeübt, welcher im Jahre 1136 starb. Was nun aber die Verlegung der Abtei nach Reinsdorf betrifft, so muss dieselbe während der Jahre 1121—1124 erfolgt sein; nicht vor 1121, da ja erst 1121 Bischof Otto den Besitz der Abtei Vitzenburg vom Kaiser bestätigt erhielt, und nicht nach 1124, da Wiprecht, welcher an der Ver-

¹ Er selbst schreibt: *Ipso die sancti Lamperti ego frater Nicolaus missus et verius concessus fui ad Reynssdorf pro priori, in quo monasterio fui 37 ebdomadas prior.* (N. Mitt. IX, S. 31.)

legung mit beteiligt war, in diesem Jahre gestorben ist. Ausdrücklich sagt ja auch Nikolaus von Siegen, das Kloster Reinsdorf sei am 7. Mai 1135 von Bischof Otto feierlich eingeweiht worden. Das nunmehr bambergisch gewordene Kloster Reinsdorf wurde von dem Bischof so reich ausgestattet, dass sein Grundbesitz bald mehr als das Doppelte des früheren betrug. Nach dem Aussterben des Hauses Groitsch erhielt (nach dem Berichte des Nikolaus von Siegen) Graf Ludwig (von Thüringen) von Bischof Otto die Vogteirechte über Reinsdorf übertragen.

Das Vitzenburger Kloster, von dem ausser dem vorher Mitgeteilten gar nichts bekannt geworden ist, war vermutlich der Jungfrau Maria gewidmet, da noch im Jahre 1351 ein Marienaltar auf dem Schlosse Vitzenburg urkundlich erwähnt wird, der wohl der Verehrung der ehemaligen Schutzherrin des Vitzenburger Klosters dienen sollte, wie auch neben der dem Täufer Johannes geweihten Klosterkirche zu Reinsdorf — vermutlich um die alte Patronin zu ehren — eine Kapelle unserer lieben Frau erbaut wurde. Eines anderen Umstandes, der diese Annahme zu stützen geeignet ist, werde ich bei der Besprechung der Reinsdorfer Klosterkirche gedenken.

Nach Wiprechts und seines Sohnes Heinrich Tode wird die Vitzenburg mit allen andern Gütern aus dem Nachlasse desselben an Heinrichs Tochter Bertha, die Gemahlin des Grafen Dedo von Wettin, gefallen sein. Das Haus Wettin übte daher seit dem Jahre 1136 die Lehnshoheit über die Herrschaft Vitzenburg aus. Als Lehnsinhaber dagegen erscheint im 12. und 13. Jahrhundert ein edles Geschlecht von unbekannter Abstammung, welches sich aber nach der Burg nannte, so z. B. 1162—1171 Iggold oder Ingeld, 1197—1205 Udalschalk oder Udeschalk, 1246—1265 Meinher von Vitzenburg.

Da es aber höchst wahrscheinlich ist, dass Meinher von Vitzenburg der Vater des im Jahre 1298 gestorbenen Landmeisters von Preussen Meinhard von Querfurt war, so waren diese Edlen von Vitzenburg vermutlich nur ein Zweig der Edelherren von Querfurt. Aus dem 13. Jahrhundert hat sich auch eine dürftige, aber immerhin wichtige Nachricht über das Schicksal der Burg selbst erhalten. Denn am 1. Juli 1249 wird in einem zwischen dem Markgrafen Heinrich dem Erlauchten von Meissen und den Grafen Günther und Berthold von Kevernburg, dem Grafen Albert von Rabinswald, den Grafen Heinrich und Günther von Schwarzburg, dem Grafen Friedrich von Beichlingen, den Grafen Theodorich und Heinrich von Honstein, dem Grafen Friedrich von Stolberg, Herrn Heinrich von Heldringen, den Herren Ludolf und Heinrich von Allerstedt, Ditmar von Willerstedt und Heinrich und Eilolf von Bendeleben zu Weissenfels abgeschlossenen Sühnevertrage bestimmt, alle seit dem Tode des Landgrafen im Fürstentum Thüringen neu aufgeführten (Burg-) Bauten,

und namentlich Vitzenburg und Sachsenburg (Wizinburg et Saxinburg), sollten zerstört werden (destruentur). (Cod. dipl. Anhalt. II. p. 142 Nr. 181.) Hieraus ergibt sich, dass die Vitzenburg kurz vor dem Jahre 1249 einen Neubau erfahren haben muss. Ob aber die Zerstörung gemäss dem Vertrage wirklich stattgefunden hat, ist ungewiss. Jedesfalls erscheint sie im folgenden Jahrhundert wieder als befestigter Ort.

Im 14. Jahrhundert werden edle Herren von Querfurt als Besitzer der Vitzenburg genannt, zuerst seit 1317 Bruno III., der sich in verschiedenen Urkunden ausdrücklich als Herrn des Schlosses Vitzenburg (dominus castri Vitzenburg) bezeichnet und bis 1338 als solcher vorkommt. Wenn nun gleichzeitig auch Schenken von Vitzenburg erwähnt werden (1302 Heinrich und 1328 Dietrich Schenk von Vitzenburg), so ist wahrscheinlich, dass ein Zweig der thüringischen Schenken von Vargula als Vasallen der Edelherren von Querfurt das Burggrafenamt auf Vitzenburg verwaltete und sich darum Schenken von Vitzenburg nannte. Wenn ferner im Jahre 1334 der edle Busso von Querfurt, Herr zu Nebra, bekennt, dass er nicht nur Haus und Stadt Nebra, sondern auch das Schloss Vitzenburg (Vyzzthenburch) von dem Erzbischof Otto von Magdeburg zu Lehen empfangen habe, wofür er demselben gegen alle seine Feinde zu dienen gelobt, mit Ausnahme der Markgrafen von Meissen, so wird diese Erklärung wohl so zu verstehen sein, dass die Oberlehns Herren der Burg nach wie vor die Markgrafen von Meissen aus dem Hause Wettin waren, gegen die daher Busso auch nicht feindlich auftreten konnte, dass diese aber, wenn auch nur für einen Teil ihrer Besitzungen, unter denen Vitzenburg sein mochte, die Erzbischöfe von Magdeburg als ihre Lehnherren anerkannt hatten. Oder nur Nebra war Magdeburger Lehn, und nicht Vitzenburg. Als spätere Herren von Vitzenburg aus Querfurter Geschlecht erscheinen in Urkunden Gebhart XVI. (1341—1353), nach ihm sein ältester Sohn Bruno VI. (1372), der ebenfalls ausdrücklich als dominus in Visceburch bezeichnet wird, welchem sodann sein jüngster Bruder Protze I. (seit 1402) im Besitz nachfolgte. Als aber Protze im Jahre 1426 bei Aussig in Böhmen gegen die Hussiten gefallen war, wurden seine Söhne Gebhart XVIII, Hans IV und Bruno VIII von dem Herzoge Friedrich von Sachsen mit den Gütern ihres verstorbenen Vaters, unter welchen das halbe Teil an dem Schlosse Vitzenburg war, belehnt. Wer Inhaber der andern Hälfte geworden war, ist nicht bekannt. Vielleicht war dieselbe schon damals an die späteren Besitznachfolger verkauft oder verpfändet worden. Der jüngste der drei Brüder, Bruno VIII, verkaufte im Jahre 1464 an Hans von Selmenitz († 1483) das Schloss Vitzenburg mit den Dörfern Litenstedt, (Klein-) Eichstedt, Gelwitz, Pretisch, Wangen und Stachelrode (jetzt wüst), behielt sich aber die Oberlehnschaft über das Schloss vor, wozu seine

Lehnsherren, Kurfürst Friedrich und Herzog Wilhelm von Sachsen ihre Einwilligung gaben, mit dem Bemerken, dass die Lehn halb den Herzögen von Sachsen, halb den Herren von Querfurt zustehe.

Die Herren von Selmenitz erscheinen nun auch eine Zeit lang als Besitzer von Vitzenburg, nur wurde nach dem Aussterben der Edlen von Querfurt (mit Bruno VIII. dem Älteren am 26. Febr. 1496) Herzog Albrecht von Sachsen ihr alleiniger Lehnsherr, da Vitzenburg mit anderen sächsischen Lehnstücken an Sachsen zurückfiel. Im Jahre 1516 verpfändeten die Herren von Selmenitz die Burg dem Kloster Sittichenbach und verkauften sie 1520 an Georg Friedrich von Lichtenhain, dessen Nachkommen sie bis 1648 besaßen. In diesem Jahre gelangte sie durch Kauf an Hans Heinrich von Hessler aus dem Hause Kloster-Hessler. 1764 erbaute der Landkammerrat Friedrich Moritz von Hessler das jetzige Schloss im Renaissancestil, unter Beibehaltung einzelner älterer Teile. Bei dieser Gelegenheit fand man viele uralte Waffenreste und so viele Menschenknochen im Erdboden, dass 30 Mann fast zwei Tage zu thun hatten, um sie hinwegzuräumen. Welch unersetzlicher Verlust für die Altertumswissenschaft, dass eine solche Masse von Überresten aus grauer Vorzeit ohne wissenschaftliche Prüfung und Würdigung vonseiten Sachverständiger gedankenlos beseitigt worden ist, obwohl man bereits damals der Meinung war, dass die Gebeine und Waffen aus der Schlacht bei Runiberg, in welcher bekanntlich die Thüringer von den Franken im Jahre 531 geschlagen wurden, herrührten. In der That erhebt sich die Vitzenburg auf einem schroff zur Unstrut abstürzenden Vorberge des Ronnebergs. Jedoch es ist, wie schon bemerkt, kaum anzunehmen, dass dieser Ronneberg das für die Thüringer so unheilvolle Runiberg ist, da ein Bericht ausdrücklich sagt, dieses Runiberg habe im Gaue Marstem (in pago Marstem), welcher sich südlich von Hannover erstreckt, wo noch jetzt das Städtchen Ronneberg liegt, gelegen; es müsste denn sein, dass diese Behauptung nur die Vermutung eines später lebenden Gelehrten wäre, der sich durch die Namensgleichheit hätte verleiten lassen.

Dass die Zeit der Erbauung oder des Umbaues des neuen Schlosses, dessen Vorschloss samt den Wirtschaftsgebäude und dem Pfarrhofe schon 1492 niedergebrannt war, etwa drei Jahre gedauert hat, beweist die Jahrzahl 1767, welche über der Hausthür des Schlosses eingehauen steht.

Friedrich Moritz von Hessler vermachte Vitzenburg im Jahre 1803 den Grafen von der Schulenburg-Baumersrode, deren Nachkommen es noch jetzt besitzen und zur Erinnerung an den Erblasser den Namen „von der Schulenburg, genannt Hessler“ führen.

Wer das Schloss besuchen will, betritt dasselbe durch ein hohes Einfahrtsthor, an welches sich eine aus rotem Sandstein erst in den letzten

Jahren aufgeführte Ringmauer mit vielen Türmchen anschliesst, welche in grossem Bogen den mit schönen Teppichbeeten geschmückten Schlosshof umschliesst. Über der Thorfahrt ist ein sauber ausgeführtes Doppelwappen angebracht, welches (herald.) rechts drei (2:1) gesetzte Klauen, links dagegen einen halben Löwen und einen Türkensäbel zeigt, die Wappen der Familien Hessler und Schulenburg.

Darüber steht der Wahlspruch:

Mit starker Hand.

Darunter:

Der - Herr - behvete - dieses - Havs.

Und - alle - die - gehen - ein - vnd - avs.

Die ausserhalb des Schlosshofes gelegene Kirche, welche jedesfalls an derselben Stelle steht, auf welcher die Klosterkirche ehemals gestanden hat, bietet gar nichts Merkwürdiges; bei dem Umbau derselben sollen ausgezeichnete Kunstwerke des früheren Mittelalters verloren gegangen sein. Auch von dem ehemaligen Kloster ist jede Spur verschwunden.

Von einem nach Osten zu gelegenen bastionsartig vorspringenden Aussichtspunkte des sorgsam gepflegten Parkes, in dessen Mitte eine schattende Linde steht, hat man eine überaus schöne Aussicht auf das liebliche Thal der Unstrut, welche sich von Carsdorf bis nach Nebra dicht am Fusse des steil abfallenden Schlossberges vorbei in schöngeschwungenem Bogen hinzieht. Da Vitzenburg gerade im Scheitelpunkte des hier fast einen rechten Winkel bildenden Unstruthales liegt, so ist dasselbe dem Blicke sowohl nach Carsdorf wie nach Nebra zu geöffnet.

Querfurt.

Das nicht allzuweit vom Thale der Unstrut und vom Weltverkehr abgelegene Städtchen Querfurt ist, wenn man die Fusswanderung scheut, durch die Post von Nebra und Rossleben, sowie durch die Eisenbahn von Oberröblingen aus leicht erreichbar und mit seinem Schlosse, welches selbst in seinen Resten noch als eine mächtige, trotzige Veste erscheint, eines Besuches wohl wert, da namentlich das Schloss gar manche Sehenswürdigkeit in sich birgt. Ohne Zweifel ist Querfurt ein uralter Ort. Wenn jedoch der im übrigen treffliche Kenner der Geschichte Querfurts, Pastor Heine in Erdeborn, annimmt, dass die Stadt jünger sei als das Schloss, so spricht gegen diese Annahme schon der Umstand, dass der Name nicht des Schlosses, sondern des Ortes in der Form Curnfurt im Hersfelder Zehntverzeichnis bereits im 8. Jahrhundert erscheint und ferner, dass dieser Name auf alles Andere eher deutet, als auf einen befestigten Wohnsitz. Aber auf was denn? Ein Einwohner des nicht weit entfernten Dörfchens Kuckenburg erklärte mir, Querfurt habe seinen Namen von seiner Lage, weil es dem von Kuckenburg aus die Stadt Betrachtenden „quer vor“ gelegen sei. Natürlich ist dies nur ein spass-

hafter Versuch des Volks, in den ihm unverständlichen Namen irgend einen Sinn zu legen. Wenn man nun aber beachtet, dass das die Stadt durchfließende Flüsschen die Querne heisst und dass der Name der Stadt in seinen älteren Formen überwiegend Quernevord lautet, so kann gar kein Zweifel sein, dass er in engster Beziehung zu der Querne steht. Er bedeutet einfach „Furt durch die Querne“ oder eine an der Übergangsstelle der Querne gelegene Ansiedelung. Der Name Querne selbst (Quernaha) ist damit freilich noch nicht erklärt. Entweder ist Quernaha von dem got. quairnus, as. quern, ags. cveorn, engl. quern, dän. kvärn, ahd. quirn, churn, amhd. churne, mnl. kurn, kürne, nhd. Quirl abzuleiten, welches „Zerreiber, Mühlstein, Handmühle“ bedeutet, woraus sich die ansprechende Bedeutung „Mühlenwasser, Mühlen treibendes Wasser“ ergeben würde; oder man muss an eine Zusammensetzung mit dem frühmittelalterlichen Völkerschaftsnamen der Weriner oder Warnen denken.

Falls der Name des Flusses auf Mühlen hindeutete, so müssten das natürlich Wassermühlen gewesen sein. Da jedoch Wassermühlen bereits einen erheblichen Kulturgrad bei denen voraussetzen, welche sich ihrer bedienen, und in Deutschland erst seit dem 12. Jahrhundert in Gebrauch gekommen sind, so kann die Querne, nach welcher schon viele Jahrhunderte zuvor eine Ansiedelung benannt war, ihren Namen nicht von Wassermühlen, ja überhaupt nicht von Mühlen haben, da ja Quern ursprünglich nur eine Handmühle bedeutet und der Name unserer heutigen Mühle=muli (aus italien. mulino, franz. moulin) mit der Sache, die er bezeichnet, erst aus Italien zu uns gebracht worden ist.¹ Es empfiehlt sich daher den Namen Querne von dem Namen der Weriner oder Warnen abzuleiten, welche in Gemeinschaft mit den Angeln und Hermunduren den thüringischen Stamm gebildet haben. Noch zu Karls d. Gr. Zeit führte die Landschaft östlich der Saale bei Halle den Namen Hwerenaveld oder Gwerenaveld, wie die Landschaft zu beiden Seiten der mittleren Unstrut den Namen Engilin oder Englehê (= Angelnheim). Wie nun zu beiden Seiten der mittleren Unstrut sich Angeln niedergelassen hatten, so scheinen auch die Weriner oder Warnen sich nicht auf das östlich der Saale gelegene „Werinergefilde“ beschränkt, sondern auch westlich dieses Flusses an der Querne sich niedergelassen zu haben, die nach ihnen als „Werinerwasser“ bezeichnet worden sein mag. Quer-

¹ An sich muss ja die Möglichkeit zugegeben werden, dass der alte Name für Handmühlen „quern“ vom Volke hier und da auch auf Wassermühlen übertragen worden ist, was namentlich der mehrfach vorkommende Name Quarenbeck, Quarmbeke wahrscheinlich macht, aber diese Übertragung kann doch erst nach Einführung von Wassermühlen in Deutschland stattgefunden haben.

furt würde dann „Furt durch das Werinerwasser bedeuten, ein Name, dem sich die Namen Schweinfurt (eigentlich Suevenfurt, nämlich durch den Main) und Dittfurt a. d. Bode (= Furt für eine grössere Volksmasse) an die Seite stellen lassen. Wenn übrigens in späteren Formen des Ortsnamens nicht selten vord oder word als Grundwort erscheint, so hat es den Anschein, als ob der Schreiber dieser Formen den Namen in der Bedeutung „Insel in der Querne“ genommen hätte.¹

Südwestlich von dieser Ansiedelung im breiter gewordenen Thalgrunde der Querne erhebt sich ein felsiger Hügel, auf dessen Scheitel schon in sehr früher Zeit eine Veste erbaut worden sein muss, denn schon vor der Zeit des Königs Heinrich I., im Anfange des 10. Jahrhunderts, wird die Reichsburg Curnfurdeburg mit andern Reichsburgern zusammen aufgezählt. Aus diesem Umstande darf man mit ziemlicher Sicherheit schliessen, dass das Schloss Querfurt nicht der Ursitz der Edelherren von Querfurt gewesen, sondern erst im Laufe des 10. Jahrhunderts in ihren Besitz gelangt ist. Das wird auch dadurch wahrscheinlich, dass der älteste bekannte Ahnherr des Geschlechts, Eginow von Kakeling (Hecklingen a. d. Bode), nach einem im Schwabengau gelegenen Orte benannt und zugleich Ahnherr der im Schwabengau angesessenen Edlen von Conradsburg und Grafen von Falkenstein ist. Nachdem es aber einem Sprossen des edlen Geschlechts (entweder schon dem 982 gestorbenen Burchard I, Eginow Sohn, oder dem zwischen 1009 und 1019 gestorbenen Enkel Eginow, Bruno I.) gelungen war, die Reichsburg Curnfurdeburg in seinen Besitz zu bringen, verlegte derselbe seinen Sitz dorthin und seitdem nannten sich seine Nachkommen edle Herren von Querfurt. Sicher ist, dass die edlen Herren von Querfurt eins der edelsten Geschlechter im Sachsenlande waren und schon im 10. Jahrhundert für ein uraltes hochadeliges Geschlecht galten, da Eginow Enkel Protz oder Bruno I. ausdrücklich als ein Mann von sehr vornehmer Geburt (*genere ac nobilitate sublimis*) bezeichnet wird.

Es würde zu weit führen, wenn hier alle Zweige und Verästelungen des edlen Geschlechts verfolgt und genannt werden sollten. Nur das mag bemerkt sein, dass der Hauptstamm desselben bis zum Jahre 1496 geblüht hat, und dass die hochangesehenen Burggrafen von Magdeburg, die Grafen von Seeburg, die Edlen von Lutisburg und die jüngeren Grafen von Mansfeld, welche letzteren erst 1780 in männlicher Linie ausgestorben sind, einige von den Zweigen sind, die der edle Urstamm getrieben hat.

¹ Beachtung verdient der Umstand, dass in Friesland nordöstlich von der Zuydersee im 8. Jahrhundert schon ebenfalls ein Ort Quirinfurt erscheint. Sollten etwa Ansiedler aus Friesland — westlich von Querfurt erstreckt sich der Gau Friesenfeld — denselben mitgebracht haben?

Für das hohe Alter der Burg sprechen nun aber auch die Überreste der Veste selbst. Allerdings nicht so sehr die mächtigen, 12—16 Fuss dicken Mauern und Türme dieser Veste von etwa 4000 Fuss Umfang, nicht die tief in den Felsengrund gesprengten Gräben und die gewaltigen Basteien, unter denen der „dicke Heinrich“ und das „neue Werk“ auf der Stadtseite besonders hervortreten; nicht der hohe aus Sandsteinquadern tadellos gefügte, gegen 16 Fuss im Mauerwerk starke, runde Wartturm, dessen Grundmauern ein schauerliches Verliess umschliessen; auch nicht der viereckige „Marter-“ und der kleinere „Pariser Turm“ zeugen, so gewiss sie auch Beachtung und Besichtigung verdienen, von dem hohen Alter der Veste, denn diese Befestigungen stammen zumeist erst aus dem 14. und 15. Jahrhundert. Nur der viereckige Marter-Turm unweit des runden dürfte, wie man aus dem Baustile eines in ihm befindlichen, durch eine Mittelsäule getheilten und im Rundbogen überwölbten Fensters zu schliessen berechtigt ist, noch dem 12. Jahrhundert angehören, während alles andere späteren Ursprungs ist.

Die nach Westen zu gelegenen Befestigungen rühren zumeist von Bruno IX. aus dem Jahre 1385, die übrigen von Bruno XII., dem letzten der edlen Herren von Querfurt her, der in den Jahren 1461—1474 seinen Stammsitz zu nachhaltigem Widerstande tüchtig machen wollte und viel für die Befestigung des Schlosses gethan hat, wie die noch erhaltenen Inschriften namentlich am westlichen Thore beweisen. Noch erheblich jünger sind gewisse Zuthaten und Veränderungen aus der Zeit des dreissigjährigen Krieges.

Das unwiderleglichste Zeugnis für das hohe Alter des Schlosses ist vielmehr die Schlosskirche, ein romanisches Gotteshaus im Stile theils des beginnenden 11., theils des 12. Jahrhunderts. Nach dem Berichte des Chronisten M. Cyriacus Spangenberg (in seiner Querfurter Chronik) hat der heilige Bruno aus dem Geschlechte der Edelherren von Querfurt, welcher im Jahre 1009 in Preussen als Märtyrer gestorben ist, die noch bestehende Schlosskirche an Stelle einer älteren, aber noch kleineren Kapelle im Jahre 988 erbaut und ausser der Jungfrau Maria den Aposteln Petrus und Paulus gewidmet, also gegen Ende des 10. oder gegen Anfang des 11. Jahrhunderts, was natürlich ein erheblich höheres Alter der Burg selbst anzunehmen gebietet. Dass hier nicht bloss ein Geflunker des nicht immer zuverlässigen, aber doch immer die Wahrheit erstrebenden Spangenberg vorliegt, beweist nicht nur der Umstand, dass ein Bericht über die Gründung der Schlosskirche aus dem 12. Jahrhundert gleichfalls die Erbauung derselben durch den h. Bruno behauptet, sondern auch schon die Bauart der Schlosskirche, deren Grundriss die Form eines griechischen, d. h. gleicharmigen Kreuzes hat und welche über der Kreuzverierung mit einer achteckigen Kuppel versehen ist. Denn die hier beliebte

Grundform ist nur in der frühesten Zeit des romanischen Baustils in Anwendung gekommen und im inneren Deutschland, wie auch der Kuppelbau über der Vierung, eine seltene Erscheinung. Doch betrachten wir nun das höchst merkwürdige Bauwerk etwas näher.

Von der schon im 10. Jahrhundert an dieser Stelle vorhanden gewesenen Kapelle ist natürlich nichts mehr wahrzunehmen, da ja an ihre Stelle der Bau des h. Bruno getreten ist. Von diesem dem Ende des 10. oder dem Anfange des 11. Jahrhunderts angehörigen Baue in Form eines gleicharmigen Kreuzes ist der untere, teils aus unbehauenen, teils aus behauenen Bruchsteinen bestehende Teil, nämlich der Kreuzbau mit seinen Armen und den dem Nord-, Ost- und Südarme auf der Ostseite vorgelegten Absiden oder Nischen im ganzen noch wohl erhalten. Die einfache Form der Wandpfeiler in der Kreuzvierung und im östlichen Kreuzarme, desgleichen die auf den Umfassungsmauern ruhenden, flachen Holzdecken, welche im Altarhause und im Westchor mit Gemälden in rötlicher Sepia verziert sind, deuten gleich den drei schmucklosen altromanischen Rundbogenfenstern in der Hauptabsis des östlichen Armes und den ebenso beschaffenen einzelnen Fenstern der beiden Nebenabsiden auf die Frühzeit des romanischen Stils. Dem entsprechend haben alle drei Absiden an der Aussenseite weder Rundbogensimse, noch Lisenen, auch sonst keinen Zierat.

Dagegen deuten die Fenster der übrigen Teile der Kirche und auch alles Übrige auf eine spätere Zeit des romanischen Stils, ja zwei Fenster mit Spitzbogen (in den Querhäusern) sogar schon auf gotische Bauzeit. Nachdem nämlich in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts (der 1153 gestorbene) Burkhart III. von Querfurt der Stiftung des h. Bruno manche Einkünfte entzogen hatte, um für den 1146 bewirkten Aufbau eines Klosters in dem nach Lodersleben zu gelegenen, aber jetzt gänzlich verschwundenen Eilwardesdorf mehr Mittel zur Verfügung zu haben, gab (der im Jahre 1177 gestorbene) Burkhart IV. (III.) der Schlosskirche ihre Einkünfte zurück, von welchen vorher 4 Priester unterhalten worden waren, ja vermehrte dieselben, unterstützt von seiner Gemahlin Mechthild und seinen Söhnen Konrad (Bischof von Hildesheim), Wilhelm (Dompropst zu Goslar) und Gebhart (seinem Nachfolger im Besitze der Herrschaft) ganz erheblich, und setzte namentlich auch die schon in Verfall geratene Schlosskirche wieder in guten Stand, welche er ausser den vorigen Patronen nun auch noch seinem gottseligen Ahnherrn, dem h. Bruno, weihen liess. Diesem bald nach der Mitte des 12. Jahrhunderts (etwa um 1160 stattgehabten Erneuerungsbaue Burkharts IV. gehören an: das Portal, dessen Thürgewände nur durch 2 Pfeiler auf jeder Seite geschmückt sind, samt dem dazu gehörigen Tympanon oder Thürbogenfelde, welches ein gleichschenkliges, von einem Ringe umschlossenes Kreuz inmitten zweier,

in gleicher Weise umschlossenen Sterne oder Rosetten zeigt, ferner die an den westlichen Kreuzarm sich anschliessende Vorhalle, welche durch zwei freistehende, einfach geformte, drei Rundbogen tragende Pfeiler von der Kirche geschieden wird und unten als Sakristei, oben als Empore für die Herrschaft diente, deren Obergeschoss darum auch, abgesehen von dem aus dem Untergeschoss emporführenden Aufgange, nach dem Brauche der Zeit mit den anstossenden herrschaftlichen Wohnräumen durch einen Übergang verbunden war, jetzt aber die Orgel aufnehmen müssen; vor allem aber die auf das Kreuzmittel aufgesetzte, ziemlich niedrige, im Rundbogen gewölbte, achteckige Kuppel, deren unterer Teil da, wo er auf dem Kreuzmittel aufsitzt, aussen und innen von einem ringsum laufenden, gegliederten Simse umschlossen ist. Während nun in dem sonst aller Verzierung entbehrenden Innern der Kuppel von dem erwähnten Simse in den Ecken Streifen emporgehen, ziehen sich auf der Aussenseite derselben von dem Dachsimse bis zu dem erwähnten Fusssimse unterhalb der Fenster an den 8 Ecken Lisenen herab, welche als Begrenzung der Wandflächen des Achtecks dienen. In jeder dieser acht Wandflächen ist ein hohes, weites, rundbogiges Fenster eingelassen, welches (ausserhalb) auf jeder Seite mit einer Wandsäule geschmückt ist, über deren Kapitäl ein mit der Säule gleichstarker Wulst sich in der Überwölbung von einer Seite zur andern hinüberzieht. Die Kapitäle sind würfelförmig und der Mehrzahl nach wenig verziert. An einem der Fenster nach Westen zu ist eine anderwärts bisher nicht nachgewiesene Eigentümlichkeit wahrzunehmen, nämlich eine Säule ohne Kapitäl, die nur teilweise aus einer sie gleichsam umbüllenden Schale heraustritt. Jede der acht Wandflächen zeigt zwischen den Lisenen über den Fenstern den bekannten romanischen Fries aus kleinen Rundbogen, welcher mehrfach gegliedert ist. Die Bedachung der Kuppel ist verhältnismässig neu. Sie war im 18. Jahrhundert in wenig stilgemässer Weise erneuert worden, ist aber in dem neunzehnten durch eine dem ursprünglichen Stile viel besser entsprechende ersetzt worden. Junges Ursprungs sind auch die muschelförmigen Verzierungen über den vier Ecken des Kreuzmittelbaues, welche den Übergang aus dem Viereck ins Achteck bilden, denn diese sind Zusätze aus dem 17. oder 18. Jahrhundert.

Seit dem Erneuerungsbaue Burkharts IV. (um die Mitte des 12. Jahrhunderts) hat also die Schlosskirche keine wesentliche Veränderung erlitten; nur ist nach dem Ableben Gebharts XVII. († 1383) am Schlusse des 14. Jahrhunderts zwischen Nord- und Westarm noch eine Kapelle eingebaut worden, in welcher das Grabmal dieses Edlen von Querfurt aufgestellt worden ist.

Eine vermutlich erst im Jahre 1726 angebrachte, aber das Richtige treffende Inschrift über dem Eingange bezeichnet diese Kapelle ganz all-

gemein als die Ruhestätte (dormitorium) des edlen Geschlechts, wenn dieselbe auch zunächst nur für Gebhart XVII. bestimmt sein mochte. Sie lautet:

Quod hic vides, optime lector,
exuviarum sacrarum Gebhardi XVII,
nobilis domini in Querfurt, aliorumque
e prosapia illustri olim oriundorum
Dormitorium est.

Tu ipsis requiem aeternam in Christo apprecare.
Ilicet.

Das die Mitte der Kapelle einnehmende, aus feinem Sandstein gearbeitete Grabdenkmal Gebharts XVII. ist eines der am besten erhaltenen Denkmäler des 14. Jahrhunderts und namentlich wegen der Kleidertracht der darauf abgebildeten Personen merkwürdig. Auf dem oberen Teile des Sarkophages liegt die stark erhabene ausgeprägte Figur des Verstorbenen in Lebensgrösse, ganz in einen ehemals vergoldeten Panzer gehüllt. An den Seiten fällt ein langer Mantel herab, der auf jeder Seite mittelst einer reichen, mit einem kleinen Wappenschild abschliessenden Spange befestigt ist. Um die Hüften schlingt sich ein breiter, mit Edelsteinen besetzter Gürtel, an welchem das lange Schwert hängt. Die Füsse Gebharts ruhen auf einem Hunde und einem Affen, die sich kampfbereit gegenüberstehen, vielleicht ein Sinnbild des Kampfes zwischen Gutem und Bösem, den jeder Mensch zu bestehen hat. Denn während der Hund als Sinnbild der Treue und der Anhänglichkeit, hier der Anhänglichkeit an Gottes Gebot, aufzufassen ist, scheint der Affe den Urheber des Bösen, den Teufel, darzustellen. Gebharts männlich schönen und bärtigen Kopf, welcher auf einem kleinen, mit Quasten verzierten Kissen ruht, bedeckt ein einfacher Fürstenhut. In der Rechten hält er einen starken eisernen Helm, der mit einer Fürstenkrone geschmückt ist, in der Linken einen gekrümmten Dolch. An dieser Seite erblickt man auch den Querfurter Wappenschild. Auf der oberen abgefalteten Fläche des Grabsteins steht die (früher auf Messing eingegrabene) Inschrift:

Anno domini MCCCLXXXIII in nocte S. Katharinae obiit Gebhardus nobilis dominus in Querfurt, cuius anima requiescat in pace. Amen. Qui augmentavit dominium Quernfurdensium cum munitionibus et castris suprascriptis: primo cum castro et oppido Quernfurt, quod fuerat alienatum a dominio Quernfurdensi pluribus annis, quod reobtinuit cum filia domini Burckardi domini de Mansfeld. Tandem emit castra subscripta Karsdorf, Alstett, Scheidingen, Carpenau, Steinburg (Steinbrug), Voxstett cum eorum attinentiis. Insuper emit multa alia bona, villas, census, decimas, dotavit altaria et dilexit pacem tenens. Ideo eius anima requiescat cum Christo in coelis. Amen.

An den Seiten sind Leidtragende, welche Vasallen und allerlei Personen des Hofstaates darstellen, abgebildet, unter denen die vier Geistlichen an der Schlosskirche, Pagen, Bauern, Juden, ja sogar ein Hofnarr zu erkennen sind. Besonders auffällig sind die langen Schnabelschuhe. (Ganz ähnliche Trachten sind an dem ziemlich gleichzeitigen Grabdenkmal des Grafen Günther XXV. von Schwarzburg in der Kirche U. L. Fr. zu Arnstadt zu sehen.)

Von den sonstigen Sehenswürdigkeiten der Schlosskirche sei hier nur noch eines jetzt nicht mehr vorhandenen, angeblichen, alten Kessels gedacht, der früher an einer eisernen Kette von dem Schwibbogen der Grabkapelle herabhing und der Sage nach das Gefäss war, in welchem von den neun zugleich geborenen Söhnen Gebharts I. von Querfurt die acht schwächsten ertränkt werden sollten, aber durch die Dazwischenkunft ihres Oheims, des heiligen Bruno, gerettet wurden, der die angeblichen jungen Hunde (Welfe) aus dem Welferteiche rettete, auf seinen Namen taufte und im Geheimen gross ziehen liess. Bekanntlich ist diese Sage weit verbreitet und uralt, nur dass an andern Orten die Zahl der zugleich Geborenen verschieden angegeben wird und einzelne Umstände abweichend erzählt werden. Was nun aber den sagenhaften Kessel selbst anbetrifft, der in der Mitte ein grosses Loch hatte, um welches herum im Kreise kleinere, anscheinend zur Aufnahme von Nietnägeln bestimmte Löcher sich befanden, so hat der ehemalige Querfurter Diakonus Büttner wohl nicht Unrecht, wenn er in demselben den Unterteil eines aus der Brunskapelle auf der Eselswiese herrührenden Turmknopfes zu erblicken glaubte. In diesem Kessel aber lag früher auch noch ein eiserner Schuh, in welchem nach der Sage die Gemahlin Gebharts I. ihre wegen der Vielgeburts angezweifelte Unschuld durch die Feuerprobe hat erweisen müssen. Der jetzt in der Sakristei aufbewahrte angebliche Schuh stellt sich bei näherer Betrachtung als der Rest eines Beinschutzes heraus, den ein Ritter des 15. Jahrhunderts getragen haben mag.

Im engsten Zusammenhange mit der Querfurter Neunlingssage steht der in Querfurts weiterer Umgebung wohlbekannt und viel besuchte, jedes Jahr von Mittwoch bis zum Freitag nach Ostern auf der östlich von Querfurt gelegenen Eselswiese abgehaltene Wiesenmarkt. Die Ableitung dieses Namens von dem Esel des h. Bruno, der hier stetig geworden sein, d. h. sich der Reise des Heidenapostels nach Preussen durch hartnäckiges Stehenbleiben widersetzt haben soll, findet freilich durch die Geschichte keine Bestätigung, doch ist wahrscheinlich, dass bereits im Jahre 1010 die Brüder des kurz zuvor von den heidnischen Preussen erschlagenen Heidenbekehrers, der darum in seiner Heimat alsbald als Märtyrer verehrt wurde, ihm eine Kapelle in Esenstedt (urkundlich im 8. Jahrhundert Gisunstat, später Isinsteade, Hesenstede, Esenstedt und zuletzt

unter Anlehnung an die Sage vom Esel Eselstedt) an der Stelle errichtet haben, wo nach der Sage der Esel des Heiligen „stetig“ geworden war. In der Folge wurde diese Kapelle ein so beliebter Wallfahrtsort, dass ein von vielen Kauflustigen besuchter Markt, die sogenannte Eselswiese, daselbst entstand, auf welchem kein Besucher versäumt, einen grünglierten Eselreiter aus Thon, angeblich eine bildliche Darstellung des h. Bruno, und ein Spanköberchen mit Thonkugeln, angeblich eine Nachbildung der mit Broten gefüllten Reisetasche des Preussenapostels, als Marktgeschenk für seine Kinder mitzunehmen.

Die dem h. Lambertus gewidmete Stadtpfarrkirche, welche in zwei grossen Bränden am 25. März 1635 und am 29. August 1678 mit vielen öffentlichen Gebäuden und Privathäusern in Flammen aufgegangen war, wurde nach dem zweiten Brande im Jahre 1686 abermals eingeweiht. Wegen ihres stillösen und im ganzen unschönen Baues erweckt dieselbe kein besonderes Interesse. Nur mag nicht unerwähnt bleiben, dass die Steine zum zweiten Wiederaufbau fast durchweg dem im Jahre 1146 gegründeten und im Bauernaufruhr 1525 verwüsteten Kloster Eilwersdorf oder Marienzelle entnommen worden sind, welches westlich von Querfurt in der Nähe der noch vorhandenen Klostermühle lag. Man begnügte sich dabei nicht bloss mit einfachen Werkstücken, sondern entführte auch ganze Säulen, und so ist denn der Ortsüberlieferung sicher Glauben zu schenken, dass die beiden romanischen Säulen in der gewölbten Vorhalle unter dem Orgelchor, deren Trommeln von oben bis unten reich ornamentiert sind, aus dem Kloster Marienzelle stammen, der einzige kunstgeschichtlich bedeutende Überrest dieses alten Klosters.

Der mit der Eisenbahn von Norden her Kommende hat von dem hochgelegenen Läderberge her, den er hinter dem Gottesacker weg in kurzer Zeit erreicht, den besten Überblick über die Stadt, das Schloss und das Dorf Thaldorf. Namentlich sind die Überreste der alten Stadtbefestigung von hier aus am besten zu sehen.

Endlich sei noch erwähnt, dass man bald nach dem Eintritt in die Stadt vom Bahnhofe her in der Klosterstrasse auf das ehemalige Amtsgebäude, jetzige Mälzerei der Aktienbierbrauerei, trifft, in welchem König Gustav Adolf von Schweden nach seinem Siege über Tilly bei Breitenfeld im Jahre 1631 übernachtet hat. Eine an dem Gebäude angebrachte Tafel mahnt:

Gedenke
an
Gustav Adolf
König von Schweden.
Den 18. Sept.
1793.

Reinsdorf. Der Schlangengang bei Steigra.
Die hohe Gräte bei Carsdorf.

Um von Vitzenburg aus zum Vitzenburg-Reinsdorfer Bahnhofe zu gelangen, welcher Reinsdorf erheblich näher liegt, als Vitzenburg, folgt man vom Gasthofe zum Schweizerhaus in östlicher Richtung bis über den Park hinaus der Fahrstrasse und geht dann auf einem durch eine Pappelallee gekennzeichneten Fusswege hinab zum Bahnhofe, den man in 25 bis 30 Minuten erreicht. (Der Nebraer Bahnhof ist von Vitzenburg ungefähr gleich weit entfernt. Von Nebra aus kann man Reinsdorf in nord-östlicher Richtung erreichen, wenn man die dicht bei der Reinsdorfer Kirche gelegene Fähre über die Unstrut benutzt.)

Das ansehnliche Dorf Reinsdorf, welches im Jahre 1890 660 Einwohner hatte, hiess im 8. Jahrhundert Reginheresdorf, 1127 Regenstorff, später Reinsdorf und war sonach im früheren Mittelalter leicht von Reinsdorf bei Artern (im 8. Jahrhundert Reginhardesdorf, später Reynerstorff) zu unterscheiden. Es zerfiel vor Zeiten in zwei besondere Dörfer, das Ober- und Unterdorf. Ein Teil des Unterdorfes ist zerstört worden und mit ihm die Pfarrkirche des Unterdorfes, welche nicht wieder aufgebaut worden ist und deren Schutzheiligen man auch nicht mehr kennt. Diese Kirche lag ohne Zweifel am östlichen Ende des Dorfes ganz nahe bei der jetzigen Pfarre, da wo in der Nähe der Schule und der Brauerei noch jetzt eine Stelle „der alte Kirchhof“ heisst. Jetzt dient als Pfarrkirche die westlich vom Oberdorfe gelegene ehemalige Klosterkirche S. Johannis Baptistae, welche mit den Klosterwiesen, den Klosterhäusern und der Buschmühle zu dem Rittergute Zingst gehört. Nicht weit von der Pfarre nach Carsdorf, also nach Südosten zu, liegt die Altenburg, von deren Vergangenheit man nichts mehr weiss, auf einer erhöhten, gegen Überschwemmungen geschützten Bodenschwellung nahe der Unstrut. Doch ist Schutt und Asche in Menge vor mehreren Jahrzehnten von da weggefahren worden, aber von den bei dieser Gelegenheit gemachten Funden ist nichts erhalten geblieben. Ebenso dunkel ist die Kunde von der Rattenburg, ein Name, welcher an den westlich von der Altenburg gelegenen Wiesen haftet.

Von der grössten Bedeutung für den Ort ist das hier gegründete Benediktiner-Mönchskloster Johannis des Täufers gewesen, dessen Urkunden im Dresdner Staatsarchive lagern und noch immer ihrer Veröffentlichung harren. Über die geschichtliche Vergangenheit dieses Klosters sei hier kurz nur Folgendes bemerkt.

In der Osterwoche des Jahres 1127 (am 5. April) weihte Bischof Otto von Bamberg auf seiner zweiten Missionsreise nach Pommern einen Teil des von ihm neuerbauten Gotteshauses und 1135 den vollendeten Bau.

(„Feria secunda pasche monasterium noviter a se constructum (1127) Regeneresthorf expeciit, quod et feria tertia pasche in honore S. Iohannis Baptiste debita cum veneratione dedicavit, multum se iterque suum beato Iohanni, intimo patrono suo, commendans.“ Ebonis Vita Ottonis.) Dass das Reinsdorfer Kloster nur eine Fortsetzung des Vitzemberger Klosters war und dass das Hochstift Bamberg diesen Besitz der Huld des Kaisers Heinrich V. verdankte, ist schon früher bemerkt worden. („Abbaciam enim Vicenbure, que nunc mutato loco et nomine Regenstorf appellatur, cum omnibus ad eam pertinentibus a munificentia domini Heinrici imperatoris iunioris acceptis privilegiis regie auctoritatis sancte Babenbergensi ecclesie adiecit“ berichtet der Dialogus Herboldi.) 1139 nahm der Papst Innocenz II. das Kloster in seinen besonderen Schutz. 1491 traten die Insassen desselben der Bursfelder Congregation bei. Im folgenden Jahre wurde der bekannte thüringische Geschichtschreiber Nikolaus von Siegen hierher als Prior versetzt, kehrte aber nach einem Aufenthalte von nur 37 Wochen wieder nach Erfurt zurück. Im Jahre 1540 wurde das Kloster säkularisiert.

Die von dem Bischof Otto von Bamberg dem Täufer Johannes gewidmete ehemalige Klosterkirche war ursprünglich eine romanische Kreuzkirche, ist aber heutzutage in ihrem Grundriss nur unvollständig erhalten und überdies durch spätere Umbauten entstellt, somit aber jetzt ohne erhebliches Interesse für den Freund des Altertums. Doch finden sich an einer oder zwei Ecken der Kreuzvierung noch reich verzierte romanische Kämpfer, die sicher der Zeit der Gründung angehören. Das gotische Masswerkfenster im Altarraume zeigt, dass schon im Mittelalter ein Umbau stattgefunden hat. Die Decken und Wände sind mit Malerei, wohl durchweg nicht hohes Alters, bedeckt.

Besondere Beachtung verdient nur ein Stein mit Bildwerk aus frühromanischer Zeit, welcher rechts vom westlichen Eingange an der Südwand des Turmerdgeschosses lehnt und vielleicht das älteste Werk christlicher Bildhauerkunst in diesem Teile des Unstruthales ist, darum aber eine eingehende Besprechung verdient. Es ist ein Tympanon oder Thürbogenfeld, wie wir dergleichen häufig über den Haupteingängen alter romanischer Kirchen finden. Nach Professor Nebes Annahme erblicken wir hier die Gottesmutter, vor welcher ein Ritter kniet, der ihr eine Kirche anbietet, während ein Bischof ihr zur Seite stehe. Jedoch die Angaben Nebes sind nicht genau. Zwar nimmt die Jungfrau Maria, welche das ungewöhnlich grosse Jesuskind mit ihrer Linken auf ihrem Schoosse und in der Rechten ein lilienartiges Szepter hält, die Mitte des Bogenfeldes ein und vor ihrer Rechten (links vom Beschauer) kniet auch eine ein Kirchenmodell darbietende männliche Figur mit langherabwallendem, talarähnlichem Gewande, welche man für einen Laien ritterliches Standes

halten kann, aber zur Linken der Jungfrau erblickt man nicht nur eine, sondern zwei Personen, und zwar zunächst einen Engel mit ausgebreiteten Flügeln, welcher im Bausch seines langherabwallenden, aber emporgehobenen Gewandes mit der Rechten einen rundlichen Gegenstand hält, während die Linke ebenfalls ein fächerförmiges Lilienszepter führt. Die Haltung dieser Figur ist der Art, dass man annehmen möchte, die Widmung der Kirche solle auch ihr gelten. Hinter diesem Engel ist nun noch ein Geistlicher in halber Figur, anscheinend knieend, wahrzunehmen, den man allenfalls für einen Bischof, freilich ohne Bischofsmütze, halten könnte, mit dem Gesichte nach der Jungfrau gewendet. Erwägt man nun, dass die Reinsdorfer Klosterkirche dem Täufer Johannes geweiht war, der aber unter den Figuren des Bildwerks nicht vertreten ist, so ist klar, dass dasselbe dieser Johanneskirche ursprünglich nicht angehört haben kann. Denn es soll doch offenbar andeuten, dass das Gotteshaus, für welches es bestimmt war, die Jungfrau Maria und vielleicht auch noch einen Erzengel zu Schutzheiligen hatte, was bei dem Reinsdorfer Kloster, wie die zeitgenössischen Berichte beweisen, nicht der Fall war. Der Bildstein muss also anderswoher stammen. Wenn man aber fragt, woher, so bieten sich zwei Möglichkeiten dar. Entweder ist er der nunmehr ganz vom Erdboden verschwundenen Pfarrkirche des Unterdorfes entnommen, vorausgesetzt, dass diese, was wir nicht wissen, der Jungfrau Maria und einem Erzengel geweiht war, oder er stammt aus der Kirche des ehemaligen Vitzenburger Klosters, welches wie schon bemerkt worden, vermutlich der Jungfrau Maria geweiht war. Letztere Herkunft möchte ich für die wahrscheinlichere halten, weil bei einfachen Pfarrkirchen bildliche Widmungsdarstellungen kaum nachweisbar sein dürften, und darum annehmen, dass der Bildstein der Rest der ehemaligen Vitzenburger Klosterkirche ist, den man bei der Verlegung des Klosters nach der neuen Heimat des Konvents übergeführt hat. Ist diese Vermutung zutreffend, dann würde der die Kirche darbietende Laie auch nicht den Markgrafen Wiprecht von Groitsch, sondern den Gründer der Vitzenburger Kirche, den edlen Mann Brun darstellen, das Bildwerk selbst aber in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts angefertigt sein, so dass es hinsichtlich seines Alters in weiter Umgebung wenig seines Gleichen haben würde. Unterstützt wird diese Möglichkeit nun aber auch noch durch die Inschrift, welche das Bildwerk umgiebt und nicht nur den halbkreisförmigen Saum über den Figuren, sondern auch den wagerecht verlaufenden Saum unter den Figuren noch zur Hälfte erfüllt. Die Lesung dieser bisher noch nicht entzifferten Majuskel-Inschrift wird durch verschiedene Umstände erschwert. Erstens sind manche der dazu verwandten Majuskeln höchst eigenartig und altertümlich, von den sonst bekannten Formen abweichend. Zweitens sind manche Buchstaben nur zur Hälfte oder nur zum Drittel

erhalten, andere sogar ganz vernichtet. Drittens ist die Schrift in dem halbkreisförmigen Saume Spiegelschrift, doch ist gerade dieser Teil mit zweifelloser Sicherheit zu entziffern. Gleichwohl ist es mir gelungen, die Inschrift fast lückenlos zu entziffern. Nur zwei Worte des wagerecht verlaufenden Teils bleiben unsicher, weil mehrere Buchstaben durch Abstossen völlig vernichtet sind. Die Inschrift ist anscheinend eine Strophe aus einem altkirchlichen Hymnus und lautet folgendermassen:

Alma Teotoka
 Virgoque regia,
 Solve precatu
 Nostra piacula
 (Absque fid) ucia,
 Plena reatu.

Ganz ungewöhnlich ist die Form des A am Anfange des Wortes Alma und am Ende der Wörter Teotoka, regia und nostra.

Ins Deutsche übersetzt würde sich die Strophe im Anschluss an das Versmass des Originals etwa so übertragen lassen:

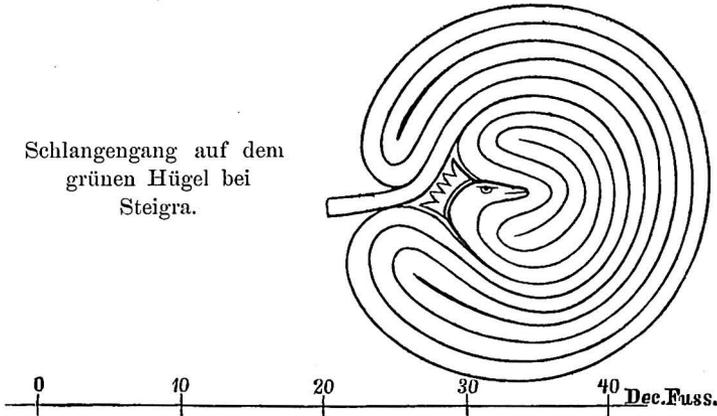
Gottes Gebäerin,
 Jungfrau und Königin,
 Bitt' ab in Hulden
 Unsere Missethat,
 Unseren Treuerrat
 Voller Verschulden.

Ausser dem Tympanon gehört auch die grosse Glocke noch dem Mittelalter an. Sie zeigt auf der Westseite eine Darstellung der „kleinen Kreuzigung“ (mit Maria und Johannes zur Seite des Kreuzes), deren Crucifixus, ein Zeichen hohes Alters, wagerecht ausgebreitete Arme, nebeneinander stehende Füsse, ein rockartiges Lendentuch und einen Kreuznimbus hat. Das Medaillon auf der Ostseite zeigt Simson, wie er dem Löwen den Rachen auseinander reisst.

Auf zwei beachtenswerte Punkte des nördlichen Geländes soll hier für diejenigen, welche Zeit zu einem Abstecher haben, wenigstens aufmerksam gemacht werden. Am westlichen Eingange des von Reinsdorf etwa vier, von Querfurt etwa zehn km entfernten Dorfes Steigra (1890: 561 Einwohner) liegt dicht neben der Heerstrasse, von fünf Linden umgeben, auf dem als Erhebung kaum wahrnehmbaren „grünen Hügel“ ein noch wohl erhaltener, in den Rasen gestochener Schlangengang von etwa 27 Fuss Durchmesser, eine um sich selbst gerollte Schlange darstellend, welcher im 17. Jahrhundert von den Schweden angelegt worden sein soll und jetzt in ziemlich weiter Umgebung wohl der einzige seiner Art ist. Um den Windungen des Schlangenganges zu folgen, sind 245 Schritte erforderlich. Das Ende liegt unmittelbar neben dem Eingange.

Derartige Anlagen unter verschiedenen Namen, z. B. Schlangengang, Irrgang, Irrgarten, Labyrinth, Wunderburg, Jerusalemsweg hat es vorzeiten in Deutschland nicht wenig gegeben; denn wenn auch verhältnismässig nur selten, so z. B. bei Steigra, Teicha und Eberswalde, solche Anlagen sich bis auf die Gegenwart erhalten haben, so sind doch die erwähnten Namen weit über Deutschland verbreitet. Am

Schlangengang auf dem
grünen Hügel bei
Steigra.



häufigsten ist der Name Wunderburg. Eine solche Wunderburg gab es bei Ahlsdorf unweit Eisleben, bei Stedten unweit Schraplau, hinter dem Schlossgarten in Halle a. S., bei der Kirche zu Teicha unweit Halle, auf dem Haus- oder Schlossberge zu Eberswalde in der Mark, bei der Kirche zu Wietzen im Amte Nienburg (Prov. Hannover), bei Rosswein in Sachsen, ja sogar bei Gmunden im österreichischen Salzkammerngut. Der ovalrunde Schneckengang dicht an der Kirche von Graitschen bei Camburg a. S. führte den Namen Schwedenhieb, während ein unweit des Schlosses Riesenburg in Westpreussen von den Rittern des deutschen Ordens angelegter Irrgarten den Namen Jerusalem führte, angeblich weil die Ritter sich mit ihrem Gelübde, Jerusalem zu erobern und die Gottlosen daraus zu verjagen, in der Weise hätten abfinden wollen, dass sie von Zeit zu Zeit ihre Knechte als Vertreter der Gottlosigkeit hineingeschickt und dann mit Schlägen wieder herausgetrieben hätten. Aber auch in den Mosaikfußböden mancher französischen Kirchen haben sich solche Irrgänge unter dem Namen Jerusalemswege (chemins de Jérusalem) mehrfach erhalten. Übereinstimmend bestehen alle noch erhaltenen, unter freiem Himmel befindlichen Irrgänge aus einem Gewirr von Schneckenwindungen, die durch kleine, aus dem Rasen ausgestochene Gräben angedeutet sind, mit nebeneinander liegendem Eingang und Ausgang. Die Grösse war verschieden; denn während zum Durchlaufen des Steigraer Schlangenganges nur 245 Schritte erforderlich sind, rechnete man

auf die Durchwanderung der Eberswalder Wunderburg gegen 800 Schritte. Fragt man nun aber nach dem Zweck dieser Anlagen, so scheint es fast, als hätten dieselben nur zur Unterhaltung der Jugend und allenfalls als Mittel zur Übung körperlicher Gewandtheit dienen sollen. Sieht man aber, dass auch die christliche Kirche des Mittelalters solcher Irrgänge unter dem Namen Jerusalemwege sich bedient hat, um das Durchwandeln derselben unter dem Hersagen gewisser Gebete als Ersatz für eine zwar gelobte, aber unausführbar gewordene Pilgerreise nach Jerusalem gelten zu lassen, so dürften doch auch die Irrgärten und Wunderburgen in Deutschland, die überdies fast sämtlich dicht neben Kirchen, heiligen Stätten oder Schlössern (Burgkapellen?) lagen, ursprünglich religiösen Zwecken gedient haben und erst allmählich zu Spiel- und Wettlaufplätzen der Jugend herabgesunken sein.

Verfolgt man alsdann nach Durchschreitung des Dorfes Steigra die Chaussee nach Gleina (1890: 799 Einwohner), um Carsdorf zu erreichen, so trifft man oberhalb dieses Marktfleckens auf die hohe Gräte, einen der schönsten Aussichtspunkte im Unstrutthal, der aber auch von Carsdorf aus, freilich in sehr beschwerlichem Anstieg, in 20—30 Minuten erreicht werden kann. Der von Steigra Kommende verlässt etwa $\frac{1}{4}$ Stunde hinter diesem Dorfe die Chaussee und geht auf einem Feldwege in südöstlicher Richtung (etwa $\frac{1}{4}$ Stunde lang) bis zu einem Wegweiser, der am Anfange eines mit kleinen Pappeln bepflanzten Fahrwegs steht und die Aufschriften: Laucha $1\frac{3}{4}$ St., Schnellrode $\frac{3}{4}$ St., Carsdorf $\frac{1}{4}$ St. trägt. Diesen Pappelweg verfolgt man nach Süden und erreicht, in der Verlängerung desselben fortschreitend, nach 5—10 Minuten den südwärts unmittelbar vorliegenden, in das Unstrutthal vorspringenden und steil abfallenden Spitzhügel der hohen Gräte mit herrlicher Aussicht, welcher von den Bewohnern der Umgegend häufig besucht wird. Man erblickt von hier aus das Städtchen Laucha, den Turm von Burkersrode (weit hinter Laucha) und nach Westen zu Carsdorf, Wetzendorf, Reinsdorf, Vitzenburg, Liederstedt und den Zieglröder Forst. In vorgeschichtlicher Zeit dürfte dieser Berg, dessen eigentümlichen Formen die Hand des Menschen nachgeholfen zu haben scheint, für die Umwohner besondere Bedeutung gehabt haben. In der die Ostseite des Berges begleitenden „roten Hohle“ führt der Weg hinab nach Carsdorf (1890: 593 Einwohner), einem Marktflecken ohne besondere Merkwürdigkeiten.

Burgscheidungen.

Dieses Dorf, welches 1890: 227, mit dem Rittergute 326 Einwohner zählte, und sonach von dem gegenüberliegenden Kirchscheidungen (1890: 357, mit dem Rittergute 458 Einwohner) an Einwohnerzahl übertroffen wird, wird unter den Orten des inneren Deutschland von den Geschicht-

schreibern am frühesten erwähnt. Schon um das Jahr 500 nach Chr. G. war Burgscheidungen der Sitz des thüringischen Königs Irminfried und seiner Gemahlin Amalberg, einer Nichte des ostgotischen Königs Theodorich. Drei Brüder, die Söhne des Königs Bisino (Basinus), dessen Sitz im 5. Jahrhundert die im Mansfelder Seekreise gelegene Bösenburg (urk. Bisiniburg) gewesen sein dürfte, beherrschten damals das nach des Vaters Tode geteilte thüringische Land, Baderich, Irminfried und Berthachar (Berthar). Da aber der Name der Burg (um 530 Scidingi) offenbar dieser Teilung oder der Lage derselben an der Scheide der geteilten Reiche seine Entstehung verdankt, so ist es höchst wahrscheinlich, dass Irminfried es gewesen ist, der nach vollzogener Teilung sich diese Stelle zu seinem Königssitz ausersehen und die Burg an der in der Teilung festgesetzten Grenzscheide erbaut hat. Hier wuchs der Sohn Irminfrieds, Amalfried, mit seiner Base Radegund, der Tochter Berthachars, in Jugendfröhlichkeit heran. Aber das friedliche Verhältnis zwischen den Brüdern dauerte nicht lange, denn Amalberg, von unersättlicher Herrschsucht getrieben, missbrauchte, wenn wir dem freilich nicht sehr glaubwürdigen Berichte Gregors von Tours glauben dürfen, den Einfluss auf ihren Gemahl dazu, denselben zum Morde seiner Brüder aufzureizen. Anfänglich widerstrebte der König ihren Klagen und Bitten, sich zum Alleinherrscher des ganzen Landes zu machen. Aber schliesslich erreichte sie ihren Zweck. Eines Tages liess sie ihm den Tisch nur zur Hälfte decken und rief dem darob Verwunderten höhnisch zu, dem halben König gebühre nur der halbe Tisch. Von diesem Augenblicke an soll er auf Beseitigung seiner Brüder gesonnen, zunächst seinen Bruder Berthachar umgebracht und dann auch den anderen Bruder Baderich mit Hilfe des ostfränkischen Königs Theodorich besiegt haben. Es sind triftige Gründe vorhanden, die Wahrheit des Berichtes Gregors in wesentlichen Punkten zu bezweifeln;¹ Thatsache scheint aber zu sein, dass

¹ Es darf hier nicht unerwähnt bleiben, dass es mit den geschichtlichen Quellen, aus denen die Kunde von dem Sturze des thüringischen Königreichs geschöpft werden kann, eine eigene Bewandnis hat. Es sind nämlich zwei durchaus verschiedene Gruppen von Berichten zu unterscheiden: erstens fränkische (die Dichtungen des Venantius Fortunatus bez. der h. Radegundis und die *Historia Francorum* des Gregor v. Tours), welche schon in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts, also nur 50 Jahre nach den erzählten Begebenheiten niedergeschrieben worden sind, und sächsische (die *Translatio S. Alexandri* des Presbyters Ruodolf, die *Res gestae Saxonicae* des Widukind von Corvey und die *Annales Quedlinburgenses*), welche erst im 9. und 10. Jahrhundert, also 300—450 Jahre nach den Ereignissen zur Niederschrift gelangt sind. Sind demnach die fränkischen Berichte durch ihre viel frühere Aufzeichnung den sächsischen zeitlich gewaltig überlegen, so haben dafür diese vor jenen das voraus, dass sie auf dem Boden entstanden sind, auf welchem die erzählten Begebenheiten sich zugetragen haben, und dass sie allein nicht anzuzweifelnde Thatsachen von höchster Wichtig-

Irminfried seinen Bruder Baderich mit Hilfe Theodorichs des Lebens und Thrones beraubt hat. Weil jedoch der Bundesgenosse des Siegers von diesem um den versprochenen Lohn betrogen worden war, zog der fränkische Theodorich, verbündet mit seinem jüngsten Bruder Chlothar, gegen die Thüringer. In mehreren blutigen Schlachten, deren erste bei Runiberg, südlich von Hannover, deren zweite an der Ocker, deren letzte bei Burgscheidungen an der Unstrut stattfand, wurde mit Hilfe eines sächsischen Heerhaufens die thüringische Macht gebrochen. Burgscheidungen wurde um 531 von den verbündeten Franken und Sachsen belagert und im Herbst dieses Jahres von den Sachsen erstürmt, welche als Preis ihres Sieges das Land zwischen Sachsgraben, Helme, Unstrut, Saale, Elbe, Ohre, Ocker und Harz erhielten. Seitdem wurde das Nordthüringerland nördlich der Unstrut zu Sachsen gerechnet; auf Burgscheidungen aber mag ein sächsisches Herrengeschlecht seinen Sitz genommen haben.

Während der folgenden vier Jahrhunderte erfahren wir nichts von den Geschicken der Burg. Wenn nun in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts das sächsische Königsgeschlecht der Ludolfinger im Besitze von Burgscheidungen erscheint, so dürfte sich dieser Besitz so erklären, dass König Heinrich I. Burgscheidungen als Mitgift seiner ersten Gemahlin Hadwig, welche eine Tochter des Grafen Erwin von Merseburg war, erlangt hat, und dass die Grafen von Merseburg von einem alten sächsischen Eroberergeschlechte abstammten. Doch ist auch möglich, dass König Heinrich als Reichsoberhaupt in den Besitz der Burg gelangt ist, da Burgscheidungen ohne Zweifel eine Reichsburg war und als solche (um 900 Seidingeburg, 979 Scithingaburch) wiederholt erwähnt wird.¹

Im Jahre 939 während des Kampfes des Königs Otto I. mit seinem Bruder Heinrich war die Burg, wie auch viele andere thüringische Burgen, in Heinrichs Besitz, dem sie entweder als Erbteil oder als Reichslehn zugewiesen sein mochte. Als nun in dem erwähnten Jahre König Otto die Festen seines Bruder Heinrich bedrängte, blieben nur Merseburg und Scheidungen dem Prinzen treu. Doch verlor er bald darnach (um 940), als er zum zweiten male von seinem Bruder besiegt worden war, alle

keit und bleibender Wirkung (z. B. die Beteiligung der Sachsen am Sturze des thüringischen Königreichs und ihre Ansiedelung im Nordthüringerlande) berichten, die von den fränkischen Berichterstattern einfach totgeschwiegen werden.

Bei solcher Lage der Sache ist es natürlich schwer, die eine oder die andere Gruppe der Quellen als allein massgebend anzuerkennen, zumal die Glaubwürdigkeit Gregors gerade in Bezug auf thüringische Begebenheiten entschieden in Zweifel gezogen werden darf.

¹ Zur Herrschaft Burgscheidungen scheinen — von Wüstungen abgesehen — gehört zu haben ausser Burgscheidungen selbst die Dörfer Weischütz, Dorndorf, Gleina, Carsdorf und Baumersode.

seine thüringischen Besitzungen, im besonderen auch Burgscheidungen. Gleichwohl scheint sowohl Burg wie Herrschaft beim ludolfingischen Hause bis zum Aussterben desselben im Jahre 1024 geblieben und mit den übrigen Reichsgütern an das salische Kaiserhaus übergegangen zu sein, denn im Jahre 1043 übereignete Kaiser Heinrich III. die im Hassegau in der Grafschaft des Pfalzgrafen Teti gelegene Burg Schidingen — ein Zeichen, wie sehr er die schöne Lage der Burg zu schätzen wusste — seiner eben erst von ihm heimgeführten Gemahlin Agnes von Poitou als Morgengabe (pro dote), und darum wird wohl die Kaiserin Agnes zeitweilig ihren Wohnsitz auf Burgscheidungen gehabt haben. Nach dem Tode ihres kraftvollen Gemahls aber hatte die Kaiserin durch die Habsucht und Untreue der Reichsfürsten viel zu leiden; gierig griffen dieselben überall nach den Reichsgütern, und so ist ihr ohne Zweifel auch Burgscheidungen abgedrungen worden. Markgraf Dedo von der Lausitz, der durch seine Gemahlin Adela, die Tochter des Grafen Lambert von Löwen und zugleich Witwe seines Stiefsohns Otto von Meissen-Orlamünde, aufgehetzt worden war, beanspruchte nach dem im Jahre 1067 erfolgten Tode desselben mehrere thüringische Reichsgüter, auf welche er auch nicht den geringsten rechtlichen Anspruch hatte. Anscheinend hatte die Kaiserin Agnes, welche damals nicht mehr in Deutschland weilte, ihre Burg Scheidungen dem Markgrafen Otto zu Lehen gereicht, und lediglich aus diesem Grunde scheint Dedo dieselbe ebenfalls beansprucht zu haben. Der junge König Heinrich IV. jedoch wies die Ansprüche des Markgrafen zurück und nun erhob der sonst ruhige und bedächtige, jetzt aber durch seine herrschsüchtige Gemahlin aufgereizte Markgraf in offenem Aufruhr die Waffen gegen seinen König. Dieser aber rückte sofort (1069) mit einem gewaltigen Heere in Thüringen ein, nahm zunächst die Burg Beichlingen, welche er anzünden liess, und dann nach kurzem, wenn auch tapferem Widerstande, infolge dessen viele Krieger des königlichen Heeres bei Erstürmung der Feste fielen oder verwundet wurden, auch Burgscheidungen, in welches Dedo eine Besatzung gelegt hatte. Schon damals dürfte Burgscheidungen durch königliche Schenkung als Reichslehn in den Besitz des Hochstifts Bamberg gelangt sein; ja vielleicht schon 1067 nach des Markgrafen Otto Tode, da die Altaicher Jahrbücher (Monum. Germaniae, SS. XX, 820) zum Jahre 1069 Scidingun bereits ausdrücklich als eine Burg des Bischofs von Bamberg bezeichnen. Zugleich mit Burgscheidungen war auch die Reichsburg Müheln dem Hochstifte Bamberg übereignet worden. Beide Herrschaften haben seitdem bis über die Zeit der Reformation hinaus den Bischöfen von Bamberg gehört, welche Burgscheidungen Burgmannen zur Bewachung übergaben, von denen sich einige nach der Burg selbst nannten.

Auf diesem Besitztum seiner Kirche verweilte in der Osterwoche

des Jahres 1127 (vom 6.—9. April) der Bischof Otto von Bamberg (1102—1139), um sich hier mit den nötigen Vorräten für seine zweite Missionsreise nach Pommern zu versehen, die er dann in der Richtung über Halle und Magdeburg antrat, und welche bis 1129 dauerte.

Seit wann die Bischöfe von Bamberg ihr Schloss Burgscheidungen an edle Geschlechter der Umgebung zu Lehen gegeben haben, steht nicht fest, aber vermutlich früher, als dies aus Urkunden erhellt.

Zuerst erscheint als Lehnsträger des Bischofs Ludwig von Bamberg im Jahre 1373 der Vitztum Busso von Apolda, der vielleicht vorher schon als bambergischer Vitztum (vicedominus) auf dem Schlosse gehaust hatte. Er erhielt dasselbe als ein feudum ex dato et oblato mixtum, woraus sich ergibt, dass er schon früher Eigentumsanrechte an das Schloss gehabt haben muss. Er musste sich dabei verpflichten, dasselbe dem Hochstift Bamberg allezeit offen zu halten und die Feste dem Bischof von Bamberg in allen Kriegen, die dieser etwa zu führen haben würde, zur Verfügung zu stellen und ihm überhaupt zu Diensten zu sein, nur nicht gegen den Markgrafen von Meissen, des Lehnsinhabers Landesheerrn. Für den freilich nicht sehr wahrscheinlichen Fall eines Krieges zwischen Meissen und Bamberg sollte die Burgmannschaft stille sitzen und keinem der Kriegführenden dienen.

Jedoch schon 1376 verkaufte der Vitztum Busso sein Lehn an den Edlen Gebhart von Querfurt, der denn auch in Gemässheit dieses Kaufs von dem Bischofe Lamprecht von Bamberg mit dem so erworbenen Schlosse belehnt wurde. Nach ihm empfangen auch seine Nachkommen längere Zeit hindurch Burgscheidungen von Bamberg zu Lehn. Vor dem Jahre 1450 jedoch waren die Herren von Nismitz und Rolitz — man weiss nicht, wie und wann — in den Besitz der Feste gelangt, aber Bruno von Querfurt nahm ihnen dieselbe in Fehde wieder ab, so dass sie sich aller Ansprüche auf dieselbe begeben mussten. Nicht lange danach finden wir die Gebrüder Götz und Nickel vom Ende und ihren Vetter Ulrich im Besitz des Schlosses; diese erklären sich aber 1464 bereit, es an den Edlen Bruno abzutreten und ihm auch die Belehnung von dem Lehnsheerrn zu verschaffen. In der That wurde Bruno 1465 von dem Bischofe Georg von Bamberg mit B. belehnt. In den folgenden Jahren erscheinen aber immer wieder neue Besitzer der Burg, so schon 1468 Gebhart von Hoym, welcher (nach einer Beschreibung der Burg aus dem Jahre 1711) „die Burg gar zierlich reparieren und wieder aufbauen lassen, wie dessen Wappen und Verzeichnisse noch ausweisen, so auff dem Schlosse über denen Thüren und Thoren, auch in Gemächern noch würcklich zu sehen sind.“ Aus erklärlichen Gründen ist von dieser Bauthätigkeit Gebharts von Hoym, die jedesfalls durch die Beschädigungen veranlasst worden war, die die Burg in den erwähnten Fehden um die Mitte des Jahrhunderts erlitten

haben muss, nichts erhalten geblieben. Aber schon 1471 erlangte Christoph von Witzleben Schloss und Herrschaft B., indem er andere Güter zu Tausch gab. Auch dieser scheint nicht lange im Besitze geblieben zu sein, denn im Jahre 1495, kurz vor seinem Tode, erscheint Bruno von Querfurt als Lehnsträger des Schlosses, was vermuten lässt, dass die vorher Genannten es nur als Afterlehn inne hatten. Da Bruno keinen männlichen Erben hatte, so erbat und erhielt er von dem Bischof Heinrich von Bamberg die Einwilligung, dass nach seinem Ableben Fürst Waldemar von Anhalt mit Burgscheidungen belehnt werden sollte. Das geschah denn auch: seit 1495 besaßen die Fürsten von Anhalt B. als bambergisches Lehn und haben es, wie die Edlen von Querfurt, auch ihrerseits anderweitig zu Lehn gegeben.

Im Jahre 1722 verkaufte der damalige Inhaber der Herrschaft, der Königl. Sächsische Feldmarschall von Flemming, dieselbe an den Reichsgrafen Johann Matthias von der Schulenburg, welcher Feldmarschall der Republik Venedig gewesen war. Dieser¹ († 1747) liess das Schloss in den Jahren 1726—1728 völlig umbauen, erweitern und nach dem Geschmacke der Zeit verschönern. Seine Nachkommen befinden sich noch jetzt im Besitze.

Infolge der wiederholten Zerstörungen, Um- und Neubauten hat sich weder von der alten Königsburg, noch von den mittelalterlichen Bauten etwas erhalten. Nur die beiden alten Flügel könnten vielleicht noch dem Mittelalter angehören und dem Baueifer Gebharts von Hoym im 15. Jahrhundert ihre Entstehung verdanken. Die beiden neuen Flügel erinnern schon durch die zahlreich an ihnen angebrachten kriegerischen Merkzeichen an ihren Erbauer, den Reichsgrafen von der Schulenburg. Die Stirnseite des Schlosses schaut auf prächtige Parkanlagen mit wohlgepflegten Rasenflächen und Teppichbeeten.

Wenn sonach das Schloss gar keine merkwürdigen Überbleibsel der Vergangenheit mehr aufweisen und nur grosse geschichtliche Erinnerungen, verbunden mit dem Eindruck der Vergänglichkeit aller irdischen Grösse, in dem Freunde des Altertums wachrufen kann, so ist doch der Blick auf das liebliche Unstrutthal vom Parke aus namentlich nach Süden und Westen zu in hohem Masse lohnend. Um jedoch den schönsten Anblick des Schlosses selbst zu gewinnen, empfiehlt es sich, die Unstrutbrücke am Fusse der Burg zu überschreiten und den auf der andern Seite des Flusses oberhalb Burgscheidungs unweit der Mündung des Biberbaches dicht an das Unstrutbett herantretenden östlichsten Ausläufer des „Nebraer

¹ Nebe nennt als Erbauer den sardinischen Generalfeldzeugmeister Lewin Friedrich von der Schulenburg († 1729 am 10. Juni zu Albe im Königreich Sardinien).

Berges“ zu ersteigen, den man in 10 Minuten erreicht. (Kommt man von Nebra her, so besuche man ihn schon auf dem Wege nach Burgscheidungen, um den Rückweg zu ersparen.) Da leider kein Weg zu diesem herrlichen Aussichtspunkte hinaufführt, so steige man auf dem Grate von der Unstrut aufwärts so weit empor, bis der Blick durch die den Abhang bedeckenden Bäume nicht mehr behindert wird. Die geringe Mühe wird durch den wahrhaft entzückenden Blick auf das schräg gegenüberliegende, aus dichtem Grün emporsteigende Schloss reichlich belohnt. Nicht weit von B. und Tröbsdorf nach Westen zu liegt die Neideck, ein kahler, mit Obstbäumen bepflanzter Bergabhang, der nach Süden in einen kleinen Thaleinschnitt abfällt. Nach einer Sage verdankt dieselbe ihren Namen folgendem Umstande. Einst lebten auf dem Schlosse Burgscheidungen zwei Brüder, liebten sich aber nicht, wie es Brüdern geziemt, sondern lagen fortwährend in Zank und Streit miteinander. Darum baute sich der eine von beiden, dem der Hass seines Bruders das Schloss Scheidungen zu enge gemacht hatte, unweit davon ein neues Schloss und that von dort aus alles Erdenkliche, um seinen Bruder zu ärgern und zu schädigen. Darum wurde die neue Burg die Neid-Ecke genannt. Man dürfte kaum fehl gehen, wenn man in dieser Sage eine dunkle Erinnerung an den Bruderzwist im thüringischen Königshause zu erkennen vermeint. Doch auch auf weit jüngere Zwistigkeiten kann diese Sage zurückgehen. Im Jahre 1580 nämlich besaßen die Gebrüder Christoph und Ludwig von Wiehe Burgscheidungen gemeinsam. Da sie aber 1584 ihre Güter teilten und seitdem in zwei getrennten Rittersitzen wohnten, so scheinen beide in ein gespanntes Verhältnis zu einander geraten zu sein.¹

Übrigens lag im Thalgrunde der Dissau nordwestlich von Wennungen, in der Nähe des der Gemeinde Wetzendorf gehörigen Steinbruchs, früher noch ein Denkmal aus heidnischer Zeit, ein grosser hoher Felsblock, den man den Teufelsstein, aber auch Teufelsaltar und Teufelskanzel nannte. Er hatte die Grösse eines Hofthores, war unten unterhöhlt und zeigte seltsame Eindrücke, als wenn eine Person darunter gestanden hätte, um den Felsen aufzuladen und fortzutragen. Die südlich vom Teufelsstein liegenden Felder heissen noch heute die Teufelskirche. Der Felsblock ist beseitigt worden, weil beladene Fuder nur schwer an ihm vorüber fahren konnten. Von ihm gehen folgende Sagen: Einst hatte sich, so erzählt das Volk, der Teufel verpflichtet, in Memleben eine Kirche zu bauen. Weil er aber um den Baulohn betrogen wurde, ergriff er den bezeichneten Stein, warf ihn nach der von ihm erbauten Kirche, verfehlte jedoch sein Ziel. Der Stein aber blieb in der Dissau liegen. Andere dagegen erzählen, der Teufel habe sich erboten, über Nacht bis vor Tages-

¹ Mitteilung des Herrn Pfarrers Pfeil in Wennungen.

anbruch eine steinerne Brücke bei Kösen über die Saale zu bauen. Ehe er jedoch völlig mit dem Baue fertig war, krächte ein Hahn, und weil er nun um seinen Lohn betrogen war, erfasste er den Stein, um sein Werk wieder zu zerstören, warf aber fehl, und der Stein fiel in der Dissau nieder.

Weit zurück in die Vergangenheit führen diese Sagen, in eine Zeit, in der man so stattliche und schwierige Bauten, wie die Memleber Stiftskirche und die Köseener Brücke, sich nur als mit Hilfe des Teufels zu stande gekommen vorzustellen vermochte. Die Sage selbst aber erinnert an den bekannten Mythos der Edda von dem riesischen, aber um seinen Baulohn betrogenen Baumeister. Der Name Teufelskirche kennzeichnet den Ort als gottesdienstliche Stätte aus der Heidenzeit.

Bibra.

Seitwärts vom Unstrutthale, auf der Scheitelfläche der dünnen Finne, an dem Burgscheidungen gegenüber bei Tröbsdorf in die Unstrut sich ergießenden Biberbache liegt in einer Thalsenke das Städtlein Bibra, ein wenig bekannter und sogar abnehmender Badeort (1880: 1568, 1885: 1531, 1890: 1464 Einwohner), den man von Burgscheidungen aus über Thalwinkel (1890: 242 Einwohner) in einer Stunde erreicht, wenn man das Thal des Biberbaches aufwärts geht; von Laucha aus über Golzen (1890: 148 Einwohner) in anderthalber Stunde.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass Bibra (786 Bibrabo, 963 Biuورا, 968 Biuora, 1119 Byuara, 1225 Byvera, 1260 Biuera und Biberaha) dem Biberbache, an welchem es liegt, seinen Namen verdankt, weshalb auch die Stadt einen Biber im Wappen führt. Freilich sieht das Tier einer Katze bedenklich ähnlich, was sich aber ganz einfach dadurch erklärt, dass der einstmals bei dem Orte so zahlreich vorkommende Biber zu der Zeit, wo die Zeichnung gemacht wurde, längst ausgerottet war.

Bibra ist ein sehr alter Ort. Bereits in dem Breviarium des Lullus wird es unter dem Namen Bibrabo als einer der Orte erwähnt, in welchen das Kloster Hersfeld vor dem Jahre 786 von dem König Karl d. Gr. mit Grundbesitz begabt worden war. Im 10. Jahrhundert bestand hier eine Burg des königlichen Geschlechtes der Ludolfinger, auf oder bei welcher im Jahre 963 oder schon etwas früher der Graf Hermann Billung ein den Heiligen Petrus (und Paulus), Johannes, Vitus, Stephanus und Agathe gewidmetes Benediktinerkloster gründete, sicher das älteste Kloster im nordöstlichen Thüringen. (In späterer Zeit treten übrigens neben den ursprünglich genannten Heiligen auch Justus und Clemens, die im Jahre 1148 in der Stiftskirche einen Altar besaßen, als Schutzpatrone hervor.) Papst Johann XII. stellte das Kloster gegen eine Abgabe an Silber unter

seinen unmittelbaren Schutz und Kaiser Otto I. übereignete es 968 nebst der Burg dem neugegründeten Erzstifte Magdeburg.

An die Gründung des Stifts und seinen Stifter erinnert noch der angebliche Grabstein des Grafen Billung, der, der baufälligen Stiftskirche beim Abbruch derselben entnommen, in die in den Jahren 1870—1871 neu erbaute Bibraer Stadtkirche hinübergebracht, dort an der Aussenseite des Hauptportals eingemauert ist und im Volksmunde schlechtweg „der Billung“ heisst. Man erblickt auf demselben einen bärtigen geharnischten Ritter, dessen erhobene Linke das Modell einer romanischen Kirche hält, während die nach unten gewendete Rechte sich auf das Schwert stützt. Da jedoch zu der Zeit, in welcher Billung lebte, vornehme Leute keinen Bart trugen, während doch der Stein einen bärtigen Ritter zeigt, wie auch die Rüstung des Ritters der Tracht des 10. Jahrhunderts nicht entspricht; da ferner auf dem Steine Wappen eingemeisselt sind, die man vor dem Beginn des 12. Jahrhunderts auf Grabsteinen nicht anzubringen pflegte, da endlich den Rand des Steines eine Inschrift in gotischen Minuskeln des 14. oder 15. Jahrhunderts umzieht, so ist kein Zweifel, dass der Stein vor dem Anfange des 15. Jahrhunderts nicht wohl angefertigt sein kann. Dazu kommt noch, dass die nur zumteil noch lesbare Inschrift den Stifter als einen Grafen von Orlamünde bezeichnet, eine Behauptung, die man nur als den Fehlgriff eines Jahrhunderte nach der Gründung des Klosters schreibenden Gelehrten ansehen kann, der von der Abstammung des Stifters keine sichere Kenntnis mehr hatte, oder doch als eine durch nichts wahrscheinlich zu machende Vermutung.

Um das Jahr 1107, vielleicht aber geschah es schon geraume Zeit vorher, finden wir die ehemalige Benediktinerabtei in ein Augustinerchorherrenstift verwandelt, dessen jedesmaliger Propst ein Magdeburger Domherr sein musste, wie auch die übrigen Präbenden in Bibra, z. B. die Dechanei, nur den Magdeburger Domherren übertragen werden sollten. Deutet dies auf eine ansehnliche Begüterung des Klosters hin, die zum besten Teile wohl kaiserlicher Gunst zu danken sein mochte, so ist eine andere Bevorzugung des Bibraer Stifts wohl dem Umstande zuzuschreiben, dass es, wie schon bemerkt, die älteste geistliche Stiftung in diesem Teile Thüringens war. Der Propst von Bibra war nämlich in ältester Zeit Archidiakon des ostthüringischen Landes zwischen Saale, Unstrut, Gera und dem Thüringer Walde, d. h. der oberste Aufseher über die Geistlichkeit dieses Teiles von Thüringen und scheint diesen Vorzug erst im Jahre 1286 eingebüsst zu haben.

Schirmvögte des Klosters waren ursprünglich vermutlich die Sprossen des Billungschen Hauses, später die in der Nachbarschaft wohnenden Grafen von Buch, die aber ihr Amt, wenn wir den Klagen der Bibraer Stiftsherren trauen dürfen, nur dazu benutzten, das ihrem Schutze anver-

traute Stift in tyrannischer Weise zu bedrücken, was den Bibraer Konvent im Jahre 1264 zu dem Entschlusse brachte, den Grafen von Buch ihr Schirmvogteirecht für 300 Mark Freibergischen Silbers abzukaufen. Nach den Grafen von Buch erscheinen als Schirmvögte des Stifts die Grafen von Rabenswald, nach diesen Graf Hermann von Orlamünde und nach diesem die Landgrafen von Thüringen, eine Reihenfolge, die sich aus der Verwandtschaft der Inhaber oder aus den geschichtlichen Ereignissen ergibt. (Vgl. Wiehe.)

Die Bedrückungen der Vögte, die starken nach Magdeburg zu leistenden Abgaben — so wurde z. B. 1274 von dem Erzbischofe Konrad zu Magdeburg angeordnet, dass der Bibraer Propst, wie die Pröpste aller andern dem Erzstifte zustehenden Klöster die Einkünfte ihres ersten Amtsjahres als Beitrag zu den Baukosten des Magdeburger Domes einzahlen sollten — und endlich die unablässigen Fehden (*guerrae*) der umwohnenden Fürsten scheinen den Wohlstand des Stiftes so heruntergebracht und das Behagen der Chorherren in dem Masse gestört zu haben, dass sie die Hoffnung auf ein gedeihliches Fortbestehen des Stiftes an seiner bisherigen Stelle aufgegeben zu haben scheinen. Denn im Jahre 1286 liessen sie den Erzbischof Erich von Magdeburg durch den Erzbischof von Mainz, ihren geistlichen Oberherrn, um seine Zustimmung bitten, dass das Stift unter Wahrung der Rechte des Erzstifts Magdeburg nach Erfurt verlegt werde. Jedoch der Plan ward nicht verwirklicht, denn das Stift blieb nach wie vor in Bibra. Wohl aber scheint der Erzbischof von Mainz die günstige Gelegenheit, dass die Bibraer Chorherren selbst über die für geistliche Zwecke ungünstigen Verhältnisse Bibras geklagt hatten, dazu benutzt zu haben, das Archidiakonatsrecht über Ostthüringen dem Bibraer Propste zu entziehen, denn seitdem erscheint als Archidiakonus des bezeichneten Gebietes der Propst des Stifts *Beatae Mariae Virginis* zu Erfurt. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts nahm Herzog Wilhelm von Sachsen den Plan der Verlegung von neuem auf. nur hatte er diesmal Weimar zur neuen Heimat des Stiftes ausersehen. Papst Nikolaus erklärte sich 1453 mit der Verlegung einverstanden, 1484 erfolgte eine zweite Genehmigung durch den päpstlichen Legaten, jedoch abermals kam die Verwirklichung des Planes nicht zu stande. Dem neuen Geiste der Reformation war es vorbehalten, dem Stifte, in welchem 1535 einige Stellen noch neu besetzt worden waren, nach 600jährigem Bestehen eine Ende zu bereiten. 1565 wurden die Urkunden und das Siegel des Stifts auf kurfürstlichen Befehl nach Leipzig geschickt und 1571 wurde dem Rate der Stadt ein Teil des Stiftsvermögens zur Unterhaltung von Kirche, Pfarre und Schule überwiesen; den Rest der Stiftsgüter erhielt 1607 der Junker Albrecht von Krosigk. Das Stift und die Stiftskirche sind jetzt völlig vom Erdboden verschwunden, nur der schon erwähnte

„Billing“ ist das einzige bis auf unsere Zeit erhaltene Überbleibsel beider.

Aus der Zeit des Mittelalters verdient ein Vorgang Erwähnung, der die hierarchische Willkür des päpstlichen Legatentums, unter der selbst hochgestellte Geistliche zu leiden hatten, zu kennzeichnen geeignet ist. Am Ägidientage des Jahres 1225 nämlich kam der päpstliche Kardinallegat Graf Egeno von Urach nach Magdeburg und gab dort eine erledigte Pfründe in der Stiftskirche Bibra einem seiner Günstlinge, ohne den Propst von Bibra, Wilbrand, der ein geborner Graf von Hallermund und leiblicher Bruder des Erzbischofs von Magdeburg war, um seine Genehmigung anzugehen. Als Wilbrand das Vorgehen des Legaten als Gewaltthat bezeichnete, exkommunizierte ihn dieser, belegte ihn mit Schimpfworten und nahm ihm tags darauf die Präpositur von Bibra. So wollte er ihm täglich eine seiner Würden nehmen, bis er keine mehr hätte und sein Name im Erzstifte ausgelöscht wäre. Nur mit Mühe wirkten ihm sein Bruder, Erzbischof Albrecht, und die übrigen in Magdeburg anwesenden Bischöfe die Verzeihung des Legaten, indem sie ihn bewogen, sich jenem zu Füßen zu werfen. Später bestieg dieser Wilbrand, wie sein Bruder, den erzbischöflichen Stuhl von Magdeburg.

Ausser der Stiftskirche bestand übrigens in Bibra noch eine Kirche S. Ägidii, welche die Pfarrkirche des Ortes war, nach Einführung der Reformation aber nicht mehr benutzt und schliesslich abgebrochen wurde. Im Jahre 1700 stand sie noch als wüstes Gebäude da, wo jetzt die Schule steht.

Was nun die Entwicklung des Ortes selbst betrifft, so wird Bibra zwar im Jahre 1124 noch ein Dorf genannt, hatte aber damals schon Marktgerechtigkeit und einen Marktmeister (forensis centurio). 1293 heisst es ein Flecken (oppidum). Wann es Stadtrecht erhalten, ist nicht bekannt.

Eine Zeit lang hatte Bibra einen ziemlichen Ruf als Badeort. Es besass eine heilkräftige Stahlquelle, den Fieberbrunnen, ein Name, der höchstwahrscheinlich eigentlich Biberbrunnen lautet. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts soll derselbe entdeckt sein, aber erst in den Jahren 1680—1684 wurde die Quelle auf Befehl des Herzogs Johann Adolf von Sachsen-Weissenfels durch den Leibarzt Siebert untersucht und als Gesundbrunnen mit einer Einfassung versehen. Anfangs war der Zudrang von Badegästen bedeutend. Gichtkranke Leute, die auf Krücken gekommen waren, sollen nach wenig Wochen im stande gewesen sein, an Tanzvergnügungen teilzunehmen. Von dem Zustande des Städtchens um das Jahr 1700 haben wir eine merkwürdige Schilderung in Erdmann Neumeisters „Bibraischem Brunnengast“, auch als „Verse von der Beschaffenheit des Städtleins Bibra“ bezeichnet. Der Verfasser war von 1697 bis 1699 Pfarrsubstitut und von 1699—1704 Pfarrer in Bibra. Sein ziemlich

umfangreiches, aus unmittelbarer Anschauung geflossenes, urkräftiges Spottgedicht will nicht bloss spotten, sondern auch bessern. Unter der Maske eines Kurgastes giebt er das Städtchen der Lächerlichkeit preis, hält aber dessen einfache Verhältnisse den Zeitgenossen als Spiegel vor und geißelt die Gebrechen und Untugenden der Mitwelt. Über den Namen der Stadt bemerkt er:

„Von einem Bieber soll die Stadt den Nahmen tragen,
Zwar auch der Ursprung trifft von bibere wohl ein,
Wiewohl ich will mich nicht mit jemand darum schlagen.“

Er begründet seine Auffassung folgendermassen:

„So oft sie Freude haben,
Vermehren sie den Trunck, und wenn sie Leid betrübt,
So wird es ebenfalls auch durch den Trunck begraben.
Wer was verkaufft und kaufft, versiegelt es damit.
Berufft man die Commun, berathen sich die Zünffte,
Macht man ein Testament. fällt sonst ein Handel für,
Versammelt sich der Rath und hält Zusammenkünffte,
So sorget man zuerst vor eine Kanne Bier.“

Über Bibra's Vergangenheit berichtet er:

„Du warest sonst ein Stift, und manche fette Pfründe
Liess die canonicos mit fetten Bäuchen gehn.
Graf Billing baute dich, ein Herr von Orlamünde,
Den man im Bilde noch sieht in der Kirche stehn.
Doch hat der alte Glanz in allem abgenommen,
Denn alles siehet alt und ganz verfallen aus,
Das Münster deines Thoms ist ziemlich runterkommen,
Und unten lieget gar ein wüstes Gotteshaus.
Die Bürgerhäuser sind mit Ziegeln gar gedecket,
Jedoch die man von Stroh in Scheunen machen kann;
Den Kalck, mit welchem man die Häuser hat beklecket,
Sieht wohl ein Blinder auch für leimicht Erdreich an.“

Dagegen rühmt er die gesunde Lage Bibras in folgenden Versen:

„Lass sein, du musst dich mit zur durren Finne zählen,
Wird auf der Finne nicht gesunde Luft gespürt?
Drum durffte dich kein Gift und andre Seuchen quälen,
Als um und neben dir die Pestilentz regiert.
Was brüestet ihr euch doch, die ihr im Thale stecket,
Und prahlet, wie ihr's nennt, mit eurer goldnen Au?
Ist's nicht ein Wetterloch, das Duft und Nebel hecket?
Uns aber feuchtet hier der allerschönste Than!
Sind eure Städte denn noch besser? Etwa Wiehe?
Dies heisst ein Bettelsack, wie sonst ein Reimgen spricht,
Mit allen andern auch verlohnt sich's nicht der Mühe,
Darum verachtet nur das gute Biebra nicht.“¹

¹ Dr. Paul Mitzschke, Erdmann Neumeister und sein Bibraischer Brunnengast. (Neue Mittel. des Thüringisch-Sächsischen Vereins XVI, S. 353—394.)

Eine Feuersbrunst veranlasste eine Abnahme des Fremdenverkehrs. Den verfallenen Gesundbrunnen liess Herzog Christian von Sachsen-Weissenfels 1727 wieder reinigen und fassen, aber die Kurgäste wollten sich nicht wieder einstellen. Anlässlich einer von dem Rate und dem Arzte Hesse der Landesregierung gewidmeten Schrift, betitelt „Das wiederlebende Bibra“, bewilligte diese zur Wiederherstellung des Bades 100 Thaler, aber viel liess sich damit nicht machen, und der erhoffte Aufschwung des Bades blieb aus, welches aber immer noch besucht wird.

Den besten Blick auf Stadt und Umgegend hat man von dem nahegelegenen „spitzen Hut.“

Wer etwa von Bibra aus den Orlasberg und die Kupferstrasse überschreiten will, kann zwischen Saubach (Amtsanteil) und Altenrode — etwa zwei km von Saubach entfernt — einen in der Nähe der Kupferstrasse gelegenen rechteckigen Sandstein besichtigen, welcher 1,72 m über den Boden hervorragt und vor der Grundstückszusammenlegung (Separation) zehn Ruten westlich von seiner jetzigen Stelle gelegen hat. Nach einer freilich nur unsicheren und schwankenden Sage ist dieser Stein, welcher der lange Stein heisst, ein Denkmal des Sturzes des thüringischen Königreichs. Nach der Behauptung mancher Umwohner. bezeichnete der frühere Standort dieses Steines die Stelle, auf welcher der letzte Thüringerkönig Irminfried auf der Flucht von Burgscheidungen erschlagen worden. Diese Auffassung ist vielleicht auf eine Äusserung des M. Cyriacus Spangenberg in seiner Mansfeldischen Chronik (Eisleben 1571, bei Andreas Petri, Fol. 56^v) zurückzuführen, welcher anscheinend zuerst schon vor mehr als 300 Jahren im Anschlusse an den missverstandenen Bericht des Geschichtschreibers Gregor v. Tours „einen Berg bei Saubach“ als Todesstätte des Königs Irminfried bezeichnet hat. Nach andern ist beim langen Stein überhaupt nur ein Grosser erschlagen worden, und andere wissen nur, dass Kriegsleute da gefallen sind.

Nicht weit vom langen Stein liegt nun aber auf der Höhe zwischen Bibra und Altenrode die Wüstung Neurode, welche im dreissigjährigen Kriege zerstört worden sein soll, und dicht bei der Dorfstätte eine Stelle, die allgemein das Übelessen genannt wird. Vor längst vergangener Zeit soll dort während eines Krieges eine Heerschar sich gelagert haben und beim Essen von den Feinden so völlig überrascht worden sein, dass sich das Mahl in ein vernichtendes Blutbad verwandelte. Darum sei nachher die Unglücksstelle das Übebluten genannt worden. Eine andere Überlieferung freilich verschiebt den Anlass zu dieser Benennung ganz munter unter entsprechender Veränderung der Umstände in die neuere Zeit, indem sie erzählt, in Neurode hätten einmal Schweden im Quartier gelegen, und die Offiziere hätten sich ausserhalb des Dorfes im Freien zur Tafel gesetzt. Währendem hätten aber die Kaiserlichen eine Kanone

auf die Stelle gerichtet und so gut gezielt, dass die Kanonenkugel mitten auf den Tisch getroffen und alles zertrümmert hätte. Da habe einer von den Offizieren gesagt: „Meine Herren! Hier ist übel essen!“ und schnell hätten alle den gefährlichen Ort verlassen. Möglicherweise ist die letztere Form der Überlieferung aus der Leipziger Gegend hierher übertragen worden. Denn genau dieselbe Geschichte und denselben Ausspruch erzählt man in der Umgebung von Leipzig (Thonberg) von König Gustav Adolf, dem dort eine Kanonenkugel in die Suppenschüssel geflogen sein soll.

In allen diesen Erzählungen scheint die Volkssage die Erinnerung an einen für die Umwohner einstmals sehr wichtigen Vorgang festgehalten zu haben, freilich in schwankender, durch spätere Ereignisse getrübt und darum unzuverlässiger Fassung. Es ist gar nicht unmöglich, dass sowohl die Sage vom langen Stein, wie die vom Übeessen noch als Erinnerungen an die Zeit des thüringischen Königreichs angesehen werden dürfen, nur dass vielleicht der König, der hier ermordet worden, nicht Irminfried gewesen, sondern sein Bruder Berthar, der Vater der h. Rade-gund. Auch die ganz eigentümliche Sage vom Hasenspiet am Mord-graben bei der Wüstung Neurode, laut welcher ein von seinem Gastgeber durch vergifteten Hasenbraten getöteter Grosser sich mit jenem um Mitternacht in Hasengestalt grimmig bekämpft, und nicht minder die Sage von der Neidecke, nach welcher ein mit seinem Bruder in Streit geratener Schlossherr von Burgscheidungen das Schloss verlassen und sich unweit davon zum Ärger und zur Schädigung seines Bruders ein neues erbaut hat, — alle diese Sagen scheinen auf betrübende Vorgänge in der thüringischen Königsfamilie hinzudeuten, die dem Volke unvergesslich geblieben sind, wenn sie auch allmählich verblassten, wie auch die Namen der beteiligten Personen nach und nach dem Gedächtnis entschwunden sind.

Laucha.

Von diesem Ort, welcher 1880: 2360, 1885: 2353, 1890: 2416 Einwohner hatte, erfährt man aus Urkunden erst ziemlich spät etwas. Da aber in einer Urkunde vom Jahre 1124, in welcher Laucha in der Form Lochowo zum ersten male genannt wird, ein Wendenzins daselbst (dominical ad Sclaus) erwähnt wird und auch der Name (in urk. Formen Lochowo, Lochowe, Luchowe) in slavischer Gegend als Ortsname häufig vorkommt, so ist Laucha ohne Zweifel ursprünglich eine slavische Gründung und schon darum für alt zu halten, wenn es auch jünger ist, als die meisten Orte des Thals mit deutschem Namen. Der Name ist von dem altsl. lagu Wald, serb. lug Hain, Schilfteich, russ. lug Wiese, tschech. luh feuchter Ort, oberserb. luh Moor, Wiesenbruch, niederserb. lug Wasserpfuhl abzuleiten und bezeichnet treffend die Beschaffenheit des

Bodens, auf welchem Laucha gegründet ist, dessen Umgebung aus weit ausgedehnten Wiesenflächen besteht.

Etwa um das Jahr 1190 schenkte Bischof Berthold von Naumburg dem Kloster Pforta ein Gut in Laucha (predium in Lüchowe), mit welchem bis dahin Albertus de Riguz belehnt gewesen war. Sonst aber finden wir Laucha, soweit geschichtliche Kunde zurückreicht, stets von der Propstei in dem nicht weit entfernten Bibra abhängig. Die Kirche des Dorfes Lochowe, die nach Ausweis einer Urkunde im Jahre 1287 schon vorhanden war, sollte im Falle einer Erledigung von dem jedesmaligen Propste in Bibra mit einem Bibraer Stifsherrn besetzt werden. 1335 und 1343 erwirkte das Bibraer Capitel Gnadenbriefe für die Lauchaer Kirche von dem Erzbischofe von Mainz, welche die Folge hatten, dass zahlreiche Wallfahrten nach Laucha stattfanden, zu denen vielleicht auch der jetzt zum Wahrzeichen der Stadt gewordene sogenannte „Herrgott von Laucha,“ ein uraltes, verwittertes, nicht mehr recht erkennbares Steinbild, Anstoss gegeben hat. Soweit sich ersehen lässt, stellte dasselbe die Jungfrau Maria dar. Dasselbe liegt jetzt in der Vorhalle der altertümlichen Stadtkirche. Die Zunahme der Einwohnerschaft in dem zur Stadt erblühten Dorfe oder auch die Baufälligkeit des alten Kirchengebäudes bewirkte, dass man im 15. Jahrh. sich mit dem Gedanken eines Neubaus trug, aber der Eifer, mit dem man an die Verwirklichung dieses Planes ging, war in hohem Masse durch Bedächtigkeit gebändigt. 1423 entwarf man den Plan zum Neubau, 1479 legte man den Grundstein und 1532 wurde der neue Bau geweiht! Eine Minuskelinschrift an der Südseite des Chors, die nur zum Teil noch zu lesen ist, besagt:

Anno · saluator · m^o qdrngen (tesimo)
lxxix · Structura · h^o · edificij
tercia · pt^o bonifacii · In . .

Aufgelöst:

Anno salvatoris millesimo quadringentesimo undeoctogesimo
structura huius aedificij tercia (feria) post Bonifacii in(cepta est).

Vermutlich ist das begonnene Wort so zu ergänzen, dass man lesen muss: incepta. Die noch weiter folgenden vier Zeilen sind stark beschädigt. Doch ergibt sich aus dem Erhaltenen, dass mit dem Baue des Chors am dritten Tage nach S. Bonifatii im Jahre 1479 begonnen worden ist. Übrigens besass die Kirche in katholischer Zeit fünf Altäre, deren Pfründen von dem Rate der Stadt vergeben wurden. Bis vor wenigen Jahren soll auch noch auf dem Kirchturme eine Glocke gehangen haben, der man nachsagte, sie sei eine der ältesten und grössten in Thüringen, aber leider scheint von keiner Seite her Vorsorge getroffen worden zu

sein, das Bild ihrer Gestalt und den Wortlaut ihrer Inschriften durch Sachverständige nachrichtlich auf die Nachwelt zu bringen, obwohl am Orte eine längst gegründete Glockengiesserei (Ulrich) besteht, deren Aufgabe es doch sicherlich gewesen wäre, dieses Erzeugnis der mittelalterlichen Kunst nicht ohne wissenschaftliche Daseinsspur verschwinden zu lassen.

Die Grund- und Gerichtsherren der Stadt waren die Grafen von Wiehe-Rabenswald und darnach ihre Erben, die Grafen von Orlamünde. Nachdem aber die letzteren durch die Markgrafen von Meissen und Landgrafen von Thüringen aus ihrem Besitze verdrängt worden waren, ging die Oberherrlichkeit über Laucha an diese über. Von 1271 an erscheint (bis 1431) ein nach dem Orte genanntes Geschlecht von niederem Adel (de Lochowe oder Luchowe) häufig in Urkunden, dessen Grundbesitz nach und nach der zur Stadt sich erhebende Flecken erwarb. Um 1390 soll König Wenzel dem Orte Stadtrecht verliehen haben; 1402 begnadete der Landesherr, Markgraf Friedrich, die junge Stadt mit zwei Jahrmärkten, der freien Wahl des Rates und der niederen Gerichtsbarkeit. Vermutlich bald darnach schützte sich die Stadt gegen feindliche Angriffe durch einen Kranz von Zinnenmauern und betürmten Thoren, von welchen ansehnliche Reste noch erhalten sind, namentlich ein trotzig ausschauendes Doppelthor mit Turm, welche die ehemalige Wehrhaftigkeit des Städtchens zur Genüge bekunden. Am 13. April 1731 brannte die Stadt bis auf 20 Häuser nieder, bei welcher Gelegenheit auch die Kirche zumteil zerstört wurde, sodass es erklärlich ist, dass Laucha heutzutage kein altertümliches Aussehen mehr hat.

Eins der älteren Gebäude ist aber das Rathaus mit dem Ratskeller, zwischen Marktkirche und Bahnhof gelegen. Über dem Eingange steht das Lutherische:

V(erbum) † D(omini) † M(anet) † †(n) † Æ(ternum) †
und die Jahreszahl 1 † 5 † 6 † 3.

Die darunter befindliche bildliche Darstellung, ein gepanzerter Mann, welcher ein Wappen mit dem (thüringischen?) Löwen hält, ist vermutlich das Stadtwappen.

Zscheiplitz und die Weissenburg.

Um von Laucha aus nach Zscheiplitz zu gelangen, gehe man von dem Ostende des Städtchens aus auf fast nur schnurgeradem Wiesenpfade zunächst nach Weischütz, einem Dorfe mit (1890) 202 Einwohnern, welches noch einen romanischen Kirchturm hat, lasse sich durch die dortige Fähre über die Unstrut setzen und steige dann den Merzberg hinauf, auf dessen westlichem Vorsprunge man von einer Krähen-

hütte aus eine prächtige Aussicht in das obere Thal hat. Auf einer westlich vom Zeddenbache (im 8. Jahrh. Zidamacha) gelegenen Bergkuppe, welche köstliche Blicke ins Thal hinab und hinauf gewährt, liegt weithin sichtbar das Rittergut und in einer Schlucht am Nordfusse des Berges das Dörfchen Zscheiplitz, welches 1890 mit dem Nickelchen 79 Einwohner zählte. In der Urzeit war dieses Dörfchen, wie schon sein Name (im 11. Jahrh. Sipplice, 1254 Shypliz) bekundet, der vermutlich von polnisch *ćapla* Reiher, altslov. *ćaplja* Storch abzuleiten ist, eine slavische Ansiedelung. Die Ableitung des Ortsnamens von dem lateinischen *supplicium* ist eine Ausgeburt beschränkten Gelehrtentums. Schon im 11. Jahrhundert stand auf dem über dem Dorfe sich erhebenden, zu einer Burg wie geschaffenen Berge ein Schloss, welches aber nur kurze Zeit als solches bestanden haben kann. Gegründet zu sein scheint es erst, nachdem die pfalzgräflichen Gebrüder von Goseck ihr Stammschloss in ein Kloster verwandelt hatten, also um 1042; aber nur wenig über 40 Jahre hatten die Gosecker Pfalzgrafen hier ihren Sitz. Im Munde des Volkes hiess die neue Residenz die Weissenburg und darum nennt auch das Volkslied die schöne Gemahlin des Pfalzgrafen, Adelheid, die Frau von der Weissenburg. Unweit dieser Burg in dem Reussenwäldchen fand die meuchlerische Ermordung des jungen Pfalzgrafen Friedrich III. durch den Landgrafen Ludwig den Salier oder mehrere von ihm zu der Meinthat gedungene Ritter, Theodorich und Udalrich von Deidenlibe und Reinhart von Runenstide statt, nachdem sich, wie die Sage erzählt, Adelheid mit Ludwig verabredet hatte, ihren Gemahl zur sofortigen Ahndung eines von Ludwig und seinen Leuten absichtlich verübten Jagdfrevels anzureizen. Der Pfalzgraf ging auch in die ihm gelegte Falle. Ohne Wehr und Waffen, nur von einem leichten Gewande bekleidet, sprengte der eben dem Bade Entstiegene, angestachelt durch die Reden seines ungetreuen Weibes, arglos den Jagdfrevlern nach und wurde nach kurzem Wortwechsel mit einem Jagdspiesse meuchlings durchstoßen. Die Stelle des Mordes bezeichnete noch lange ein Stein mit einem eingehauenen Spiesse im Reussenwäldchen, den der Chronist Brotuff im Jahre 1556 noch gesehen, und von welchem er folgende Inschrift abgelesen hat:

Anno Domini 1065.
 Hic comes cecidit Palatinus Fridericus,
 hunc prostravit comes Ludouicus.

Freilich gesteht er zu, man habe „die Jahrzahl und etliche worther nit woll lesen“ können. Jetzt, nachdem der Eichwald zum Teil gerodet ist, steht der Stein im Reussen-Felde. Ein anderer, etwa 200 Schritt näher am Dorfe in der Maidenau gelegener Stein bezeichnet nach der Sage die Stelle, wo eine treue Magd, die den Pfalzgrafen vor dem Verrate hatte

warnen wollen, vom heftigen Laufen erschöpft, ihren Geist aufgegeben hatte. Schon im ersten Jahre nach dem am 5. Februar 1085 verübten Morde heiratete die Pfalzgräfin den Landgrafen und dieses Ehebündnis vor allem hat den von fast gleichzeitigen Schriftstellern zuerst nur als Vermutung, dann als Gewissheit ausgesprochenen Verdacht hervorgerufen, Adelheid und Ludwig hätten Anteil an der That gehabt. Verstärkt wurde dieser Verdacht durch den Umstand, dass Adelheid bald danach, um 1089, die Weissenburg — wie man annahm, zur Sühnung ihrer Schuld — in ein Benediktinerinnenkloster verwandelte, welches sie dem h. Martin weihte und in welches sie späterhin selber eintrat, selbstverständlich, wie man weiter annahm, um ihre Sünden darin abzubüssen. Im Jahre 1110 am 11. Oktober ist sie in demselben gestorben. Freilich wird auch Oldisleben a. d. U. als das Kloster genannt, in welchem die reuige Sünderin ihre Tage beschlossen haben soll. Ihr hinterbliebener Gemahl übereignete das Kloster Zscheiplitz seiner Lieblingsstiftung, dem von ihm zu seiner Begräbnisstätte auserkorenen Kloster Reinhardsbrunn, eine Unterordnung, die den Aufschwung des Klosters Zscheiplitz ebenso verhindert zu haben scheint, wie die Unterordnung unter die Abtei Hersfeld den der Abtei Memleben. Als der päpstlich gesinnte Herzog Georg von Sachsen gestorben war, liess sein evangelischer Nachfolger, Herzog Heinrich, der Freund Luthers, das Kloster visitieren und bewog die Äbtissin Agnes von Trebra mit den noch übrigen zehn Klosterjungfrauen zur Annahme des evangelischen Bekenntnisses. Nachdem die Nonnen ausgestorben waren, wurde der Klosterbesitz in ein Rittergut verwandelt. Von den Gebäuden des ehemaligen Klosters ist heute nur noch wenig übrig. Nur der Altarraum mit halbkreisrunder Absis, sowie das Langschiff mit dem westlichen, auf zwei Rundbogen ruhenden Unterteile des Turmes, dessen Kämpfergesimse dem 11. Jahrhundert, also der besten Zeit der romanischen Bauweise angehören, ist erhalten.

Das durch seine Lage zur Verteidigung vorzüglich geeignete Rittergut, wie auch die den Fluss weiter hinab (bis nach Freiburg) begleitenden Schweigenberge hatte Napoleon im Jahre 1813 von französischen Truppen besetzen lassen, um den nach der Schlacht bei Leipzig herandrängenden preussischen General York, dessen Batterien vom Reussenwäldchen aus bereits die Zeddenbacher Brücke bestrichen, an der Störung des Überganges seiner Truppen über die Unstrut zu verhindern. Da ein Sturm der Preussen auf den Berg zu viel Opfer gekostet haben würde, so unterblieb derselbe.

Die vorerwähnten Schweigenberge, welche ihren Namen vermutlich dem Umstande verdanken, dass auf ihnen vor Zeiten Viehhöfe oder Weideplätze für Rinder angelegt waren (von ahd. sweiga Rinderherde, Rinderstall, eingezäunter Weideplatz, Viehhof) sind eine der vorzüglichsten Weinlagen in Freiburger Flur. Das auf ihnen gewonnene

Gewächs erfreut sich mit Recht eines nicht bloss auf die nächste Umgebung beschränkten guten Rufes. Freilich hat in den Weinpflanzungen der Schweigenberge die Reblaus, und fast noch gründlicher die zu ihrer Vernichtung eingesetzte Reblauskommission fürchterlich gehaust, sodass selbst ein kurzsichtiger Fahrgast, der auf der Eisenbahn im Thale vorüberfährt, vom Wagen aus die zahlreichen und ausgedehnten kahlen Stellen in dem Rebengelände wahrnehmen kann, auf denen mit den Rebläusen auch den Rebstöcken der Garaus gemacht worden ist. Manche Weinbergsbesitzer sind daher geneigt, auf ihren Fall die Fabel von dem Bären zu beziehen, der in bester Wohlmeinung seinem Herrn mit einem Steine den Schädel einschlug, um ihn von einer sein Behagen störenden Fliege zu befreien.

Balgstedt.

An der Einmündung der von Kloster Häsel herabkommenden Hasel (1168 Gazele) in die Unstrut liegt Balgstedt, welches 1890 einschliesslich des Rittergutes und des Vorwerks Rödel mit Toppendorf 575 Einwohner hatte. Schon um das Jahr 776 finden wir diesen Ort, dessen Name „Wohnstätte des Balg“ bedeutet, im Besitze der karolingischen Könige. Auf dem hier befindlichen Königshofe haben die Träger der Reichsgewalt ziemlich häufig gewilt und auch Urkunden hier ausgestellt. So urkundete Otto I. hier am 24. Mai 943 und 14. April 959, Otto II. am 9. August 975, Heinrich II. am 22. September 1013. Im Jahre 1032 schenkte Kaiser Konrad II. seinen in der Grafschaft des Madelgoho gelegenen Königshof Balgstedt (Balchestad, nostram regalem cortem in pago Thuringiae in comitatu Madelgohonis sitam) dem Bischofe Cadalus von Naumburg, während Erzbischof Siegfried von Mainz am 18. April 1063 den Zehnten dieses noch zu seinem Erzbistum gehörigen Dorfes (Balgstete) dem Stifte zu Sulza übereignete. Die Bischöfe von Naumburg gaben dann den ehemaligen Königshof in Balgstedt nebst Zubehör zu Lehn aus, was die Veranlassung wurde, dass die Lehnsinhaber sich nach dem Orte nannten. Schon 1152 wird ein Ulrich von Balkstete erwähnt, der dem Hochstifte Naumburg die Erlaubnis erteilte, aus dem ihm und seinem Bruder Friedrich gehörigen Teile des Steinbruchs zu Balgstedt (lapifodine Balkstete) die zum Baue des Naumburger Domes nötigen Steine zu entnehmen (potestatem et auctoritatem liberam fodiendi et deducendi in perpetuum lapides ad opus et structuram fabrice ecclesie Nuenburgensis). Dieser vortreffliche Steinbruch hat aber auch noch für andere Kirchenbauten seine mit Recht geschätzten Steine geliefert. 1275 verliet Ritter Ulrich von Balgestete nebst seinem Bruder Friedrich auch dem Kloster Pforta das Recht der freien Benutzung des ihnen gehörigen Teils von dem Steinbruche, und demzufolge ist auch die Klosterkirche zu Pforta zumteil aus Balgstedter Steinen erbaut, und nicht minder die Sankt

Wenzelskirche in Naumburg. Weil aber in der Folge die Herren von Balgstedt, dem üblen Brauche der Zeit folgend, zu gemeinen Wegelagerern herabsanken, wurde im Jahre 1397 der feste Sitz der Raubrittersippe in Balgstedt von den Landgrafen Friedrich und Wilhelm von Thüringen gebrochen und die Insassen vertrieben. Die Oberlehnsherrlichkeit über Balgstedt muss aber das Hochstift Naumburg trotz alledem behauptet haben, denn noch 1404 belehnte Bischof Ulrich II. von Naumburg den Kurfürsten Friedrich den Streitbaren mit Balgstedt.

Die Kirche des Ortes, deren Schutzheiliger unbekannt ist, besitzt noch einen frühromanischen Turm mit Spuren einer ihr vormals angefügten Absis. Sehr weit geht auch das Alter der Glocken zurück, von denen eine in gotischer Majuskelschrift die Jahreszahl 1311 tragen soll.

Freiburg und die Neuenburg.

Fast auf allen Seiten von steil ansteigenden, nach Osten und Norden hin hoch hinauf mit Reben bepflanzten Bergen umgürtet, liegt das Städtchen Freiburg (1880: 3029, 1885: 3142, 1890: 3256, oder wenn man das Schloss (mit 33 E.) und die Oberförsterei (mit 7 E.) zurechnet, im ganzen 3296 Einwohner) auf dem linken Ufer der Unstrut längs des Flusses im Thalkessel da, überragt von den immer noch stattlichen Resten des stolzen Landgrafenschlosses Neuenburg. Es ist, als ob das Unstrutthal an dieser Stelle noch einmal alle Reize, die es dem Wanderer bisher vereinzelt, oder doch nicht in solcher Fülle und Kraft geboten, zusammenfassen wollte, bevor sich der Fluss, dessen Wellen so manchen merkwürdigen Ort bespülen, mit der grösseren Saale verbindet. Natur, Sage und Geschichte haben sich vereinigt, um diesen bisher erst wenig beachteten Fleck thüringischer Erde mit unvergänglichem Reiz zu schmücken; nicht wenig ist es daher, was hier die Aufmerksamkeit des Wanderers in Anspruch nimmt.

Fragen wir zuerst nach dem Alter des Ortes, so reicht Freiburg zwar in das frühere Mittelalter zurück, ist aber doch der jüngste fast von allen Orten im Unstrutthale. Denn wenn auch schon in altersgrauer Zeit kleine Dörfchen am Fusse der Berge standen, zwischen denen jetzt Freiburg liegt, so sind diese doch allmählich in das viel später gegründete Freiburg aufgegangen und nur ihre Namen Eckstedt (Achistide), Erau u. a. haben sich erhalten. Aber die Stadt ist auch jünger als das Schloss, dem sie erst ihre Gründung verdankt.

Der Gründer dieser stärksten Feste des thüringischen Landgrafengeschlechtes ist Landgraf Ludwig der Salier (Springer). Gewöhnlich wird behauptet, derselbe habe die Burg schon im Jahre 1064 oder 1069 erbaut, aber diese Behauptung ist schon darum haltlos, weil der Grund und Boden der Burg den Pfalzgrafen von Sachsen aus dem Hause Goseck

gehörte, die um die angegebene Zeit keinen Nebenbuhler auf ihrem Gebiete sich hätten einnisten lassen. Erst nach dem Tode des jungen Pfalzgrafen Friedrich III. von Putelendorf (am 5. Febr. 1085), den die Sage und Geschichte diesem Landgrafen schuld giebt, und dem nicht lange danach (am 27. Mai 1088) erfolgten Abscheiden des Pfalzgrafen Friedrichs II., seines Vaters, war die Zeit gekommen, wo Ludwig hoffen durfte, seinen Plan ohne Widerstand zu verwirklichen. Als zweiter Gemahl der Witwe des ermordeten Pfalzgrafen Friedrich's III. und als Vormund des dem Getöteten nachgeborenen Sohnes, Friedrichs IV., konnte er es wagen, auf dem Vatererbe seines Stiefsohnes, über das er als Vormund zeitweilig freie Verfügung hatte, die Feste zu gründen, die der Grundstein seiner Macht im Osten des Thüringer Landes werden sollte. Also vermutlich erst um das Jahr 1090 ist die Neuburg, wie ihr Erbauer sie nannte, erbaut worden, und zwar gleich der anderen bedeutendsten Feste des Landgrafen, der Wartburg, unter Anmassung fremden Eigentums und Anwendung von Gewalt. An Umfang freilich übertraf die Neuburg (*novum castrum*), so genannt im Gegensatze zu einem älteren, unmittelbar nördlich davon gelegenen Schlosse, der Haldecke, von welcher noch im 13. und 14. Jahrhundert ein Geschlecht des niederen Adels seinen Namen trug, die Wartburg bei weitem. Die Burg besetzte der Burgherr mit Burgmannen, an deren Spitze — ein deutliches Zeichen, welche Bedeutung er ihr beimass — ein Burgraf aus dem zum hohen Adel gehörigen Geschlechte der Burggrafen von Meissen und Werben stand, der sich, wie auch seine Nachkommen, nunmehr von Nuenburg oder *de novo castro* nannte. Zu Füßen der Burg aber gründete Ludwig eine Stadt, deren Bewohner er für einige Zeit von allen Steuern und Diensten befreite, in welcher ohne Zoll, Geleite und Fehde gekauft und verkauft werden konnte und welche darum den Namen Freiburg (*Vriborch*), der nur der Stadt zukommt, erhalten haben soll. Hier spannte (unweit vom Schlosse und wohl lange vor dem Jahre 1171) des Gründers ältester Enkel, der in der Waldschmiede zu Ruhla hartgehämmerte Landgraf Ludwig der Eiserne, seine widerspenstigen Adligen nach der Sage in den Pflug und bestimmte den an der „Frankenstrasse“ auf dem Windberge gelegenen, von den unedlen Edlen umgepflügten Edelacker zu einer Freistätte für Übelthäter; hier erbaute wiederum nach der Sage um das Jahr 1171 derselbe Landgraf anlässlich eines Besuches seines Schwagers, des Kaisers Friedrich Rotbart, in einer Nacht die berühmte eherne Mauer aus den nunmehr gefügig gewordenen, erzgepanzerten Vasallen des Thüringer Landes; von hier aus trugen diese Vasallen ihren Herrn auf ihren Schultern zu seiner Gruft im Kloster Reinhardsbrunn im Jahre 1172. Nach dem Tode des eisernen Landgrafen aber hielt sein jüngerer Sohn Hermann auf der Neuburg prächtig Hof und öffnete den Sängern und Dichtern seiner

Zeit die Thore seines Schlosses. Hier hauste als Hermanns Gast, Schützing und Liebling jener höfische Kunstdichter Heinrich von Veldeke, den Ruodolf von Ems in seinem Alexander rühmt als

„den kunstrichen stam,
von dem getihte urhab nam,
von Veldeken, den wîsen man,
der rechte rîme allererste began,
den kunstrichen Heinrich.“

und von welchem Gottfried von Strassburg sagt:

„er inphete das êrste ris
in tiutescher zungen.“

Derselbe hatte am Hofe zu Cleve sein grosses Gedicht, die Eneit, um 1175 zum grössten Teil vollendet und dasselbe einer Gräfin von Cleve, die sich um 1180 mit Ludwig III. von Thüringen vermählte, zum Lesen geliehen. Bei einer Jungfrau der Gräfin sah es Graf Heinrich von Schwarzburg, nahm es an sich und sandte es nach Thüringen, worüber die Gräfin natürlich höchlichst erzürnt war. Erst neun Jahre später, nach dem Tode des Grafen († 26. Juli 1183), gelangte das Werk in die Hände des Pfalzgrafen Hermann, von dem es der Dichter, der inzwischen an Hermanns Hof auf die Neuenburg gekommen war, zurückerhielt. Man sieht, auch damals galt: „Habent sua fata libelli.“ Auf Hermanns Bitte vollendete Heinrich von Veldeke auf der Neuenburg sein Werk und las es dann im Jahre 1184 auf dem grossen Hoffeste zu Mainz, auf welchem des Kaisers Söhne wehrhaft gemacht wurden, vor einem glänzenden Zuhörerkreise vor.

Auf der Neuenburg ist vermutlich Landgraf Ludwig der Milde, der Gemahl der später (1234) heilig gesprochenen Elisabeth von Ungarn, geboren und hat mit seiner Gemahlin oft auf diesem Schlosse verweilt, das ihm ausserordentlich wert war. Als er auf die verschwenderische Mildthätigkeit seiner Gemahlin aufmerksam gemacht wurde, erklärte er (um 1220), er wolle sie gern gewähren lassen, wenn ihm nur die Wartburg und die Neuenburg verblieben:

„lazit sie doch got gebin und armin lutin gütlich tun, daz uns jo Warperg und Nuwenborg zu unsir herschaft blibe.“

Elisabeth hat auch, während ihr Gemahl auf einer Heerfahrt abwesend war, lange allein „zu Nuwenburc uff deme Huse“ gewohnt. Ludwigs Nachfolger, der Landgraf Heinrich Raspe, hatte hier gleichfalls wiederholt seinen Sitz.

Nach dem Aussterben der thüringischen Landgrafen im Jahre 1247 kam die Neuenburg mit den übrigen landgräflichen Besitzungen an die Markgrafen von Meissen aus dem Hause Wettin, von denen namentlich Heinrich der Erlauchte sich häufig auf der Neuenburg aufhielt.

Im Jahre 1292 verpfändete Markgraf Albrecht der Unartige Stadt und Schloss Freiburg an den Bischof von Merseburg unter der Bedingung, dass der Markgraf Otto von Brandenburg mit beiden belehnt werden solle, falls Albrecht sie nicht selbst wieder einlösen könne. Zwar versuchte König Adolf (von Nassau), die Feste in seinen Besitz zu bringen, aber es gelang ihm nicht; vielmehr finden wir dieselbe wenige Jahre später im Besitze des Markgrafen Otto und seines Hauses als ein Merseburger bezw. Magdeburger Lehn, woraus sich ergeben dürfte, dass der Bischof von Merseburg die Oberlehnsherrschaft über das Schloss an den Erzbischof Burchard von Magdeburg abgetreten hat und seitdem nur noch Afterlehnherr war. Im Jahre 1332 jedoch eroberte Friedrich der Ernsthafte, Friedrichs des Freudigen Sohn, die Neuenburg für sein Haus zurück, weil von derselben aus durch Burgleute des Bischofs Gebhart von Merseburg in seinem Gebiete Wegelagerei getrieben worden war. Seitdem ist Schloss und Stadt Freiburg bis zum Jahre 1815 ohne Wandel im Besitze des Hauses Wettin geblieben. Im Jahre 1446 bestand die Stadt Freiburg während des thüringischen Bruderkrieges rühmlichst eine achttägige Belagerung, die der Sohn des Kurfürsten leitete, und desgleichen im Jahre 1450 einen viertägigen Sturm des Kurfürsten selbst. Sie muss also damals recht gut befestigt gewesen sein. 1458 erlangte Herzog Wilhelm von Sachsen den alleinigen Besitz der zumteil an die Herren von Nissmitz verpfändet gewesenen Burg. Bei der Landesteilung im Jahre 1485 fiel Freiburg an den Herzog Albrecht, bei dessen Linie es auch in der Folge verblieben ist, so lange es sächsisch war.

Die dem alten Landgrafenschlosse während des schmalkaldischen Krieges zugefügten Beschädigungen veranlassten den Kurfürsten August, dasselbe 1552 wiederherzustellen und zu verschönern, besonders liess er die herrliche Doppelkapelle des Schlosses, welche aus zwei überirdischen Stockwerken besteht, wiederherstellen, von der noch weiter die Rede sein wird. Im dreissigjährigen Kriege wurde auch Freiburg hart mitgenommen. Am 27. August 1631 brach eine Tillysche Heerschar mit Gewalt in die Stadt ein, plünderte überall, auch im Rathause, und steckte dann die Stadt an zwei Stellen an, sodass 60 Häuser und 20 Scheunen von den Flammen verzehrt wurden. Durch die Schlacht von Breitenfeld wurde die Stadt zwar von ihren unmenschlichen Peinigern befreit, aber schon Ende August 1632 wieder von den berüchtigten Holkischen Freischaren heimgesucht, welche ganz fürchterlich hausten. Abermals ward Gustav Adolf der Befreier aus dieser Drangsal. Später traten jedoch auch die Schweden unter Baner und Königsmark wiederholt als Feinde und Plünderer auf; aber auch die Kaiserlichen erschienen wieder als unliebsame Gäste.

Nach dem am 9. Okt. 1656 erfolgten Tode des Kurfürsten Johann Georg erhielt sein zweiter Sohn August, der Administrator des Erzstifts

Magdeburg, als Erbteil das Herzogtum Sachsen-Weissenfels, zu dem auch Freiburg geschlagen worden war.¹ Dieser begann im Jahre 1636 die Wiederherstellung der Neuenburg, die er mit einem Kornhause versah, wie er auch die Schlosskapelle neu herstellen liess, welche im September 1675 der heil. Dreifaltigkeit geweiht wurde. Sein grossartigstes Werk aber war die Erbauung des Schlossbrunnens, von dem noch Näheres mitgeteilt werden wird; seitdem brauchte das für die Burg erforderliche Wasser nicht mehr wie früher (auf dem Eselswege) durch Esel heraufgeschafft zu werden.

Am 21. Juni 1682 legte ein Brand ausser 96 Wohnhäusern in der Stadt auch das Rathaus und das Amtshaus in Asche, und am 27. April 1694 fielen abermals 70 Wohnhäuser den gefrässigen Flammen zum Opfer. Gleichwohl haben sich hier und da noch ältere Wohnhäuser erhalten.

Der Ausbau der Neuenburg wurde von dem Nachfolger und ältesten Sohne des zweiten Herzogs Johann Adolfs I. (1680—1697), Johann Georg (1697—1712), bis zum Jahre 1704 fortgesetzt, welcher auch, da er an der Neuenburg und deren Umgebung besonderes Wohlgefallen hatte im Walde bei Pödelist das Jagdschloss Klein-Friedenthal anlegte, welches am 4. August 1703 feierlich eingeweiht wurde. Im Jahre 1706 erhielt Freiburg anlässlich des nordischen Krieges wieder einmal Truppen (Karls XII. von Schweden) als Einquartierung. Ob der schwedische König Freiburg selbst besucht hat, ist unbekannt.

Auch Herzog Christian, welcher im Jahre 1712 seinem Bruder als Herzog nachfolgte, that ausserordentlich viel für die äussere und innere Verschönerung der Neuenburg. Unter anderem baute er auf der Südostseite des Schlosses ein neues Schlossthor und schmückte den Schlosshof mit seinem Reiterstandbilde. Der letzte Herzog des Ländchens, welcher 1736 zur Regierung kam und 1746 die Reihe der Herzöge von Sachsen-Weissenfels beschloss, Johann Adolf, war nicht minder baustig, denn er baute einen Ostflügel an das Schloss an, der freilich schon 1822 wegen Baufälligkeit wieder niedergelegt werden musste. Noch während seiner Regierung, am 19. Juni 1740, raffte abermals eine grosse Feuersbrunst 104 Wohnhäuser in der Stadt dahin.

Nach Johann Adolfs Ableben (1746) fiel Freiburg mit Weissenfels wieder an den Kurstaat zurück. Die Folge davon war der schmerzlich empfundene Verlust des herzoglichen Hofhaltes. Zu diesem Schaden

¹ Die Herzöge von Sachsen-Weissenfels-Querfurt regierten gerade 90 Jahre, von 1656—1746. Es waren: August 1656—1680, Johann Adolf I. 1680—1697, Johann Georg 1697—1712, Christian 1712—1736, Johann Adolf II. 1736—1746.

gesellten sich bald die Verheerungen des siebenjährigen Krieges. Um die Mitte des Oktober 1757 überschritt die französische Armee unter dem Prinzen Soubise und die Reichsarmee unter dem Prinzen von Hildburghausen die Unstrut bei Freiburg, Laucha und Carsdorf und hauste in dem befreundeten, verbündeten Gebiete auf das schrecklichste. Nachdem aber bei Rossbach der Übermut der Franzosen gedemütigt worden war, sah Freiburg die unliebsamen Gäste in anderer Verfassung wieder. Noch am Abend des Schlachttages, des 5. November, erreichte die flüchtige französische Reiterei Freiburg und jagte in wilder Flucht über die dortige Unstrutbrücke; das vollständig aufgelöste Fussvolk überschritt den Fluss in der darauffolgenden Nacht. Am Morgen des 6. November war schon kein Franzose mehr auf dem linken Ufer der Unstrut zu sehen. Die Unstrutbrücke hatten die Flüchtenden niedergebrannt, um die nachsetzenden Preussen aufzuhalten. Einen kurzen Aufenthalt in Freiburg hatte übrigens Prinz Soubise dazu benutzt, sich seinen von einem pommerschen Dragoner braun und blau geschlagenen prinzlichen Rücken zur Linderung seiner Schmerzen mit heissem Wein waschen und sich eine leichte Wunde am Ohr von einem Bader verbinden zu lassen. Bereits am frühen Morgen des 6. November war auch der grosse König Friedrich, der sich selbst an die Spitze seiner Reiterei gesetzt hatte und auf demselben Wege nachgerückt war, zur Stelle und liess seine Truppen auf den Feldern nach Gross-Jena zu lagern. Freiburg selbst, wo sich der Generalfeldmarschall Keith und der Prinz Moritz von Dessau eingelagert hatten, betrat er nicht. An dem Dölitz, einer Nissnitz gegenüber gelegenen ehemaligen Dorfstätte, liess er innerhalb einer Stunde eine Notbrücke schlagen. Als der gesamte Rat der Stadt Freiburg dort erschien, um den König zu begrüßen, verlangte dieser statt der Rede, die man ihm zu halten beabsichtigte, etwas zu essen, da er heute noch keinen Bissen gegessen habe. Eine zinnerne Schüssel mit Butterbrot und kaltem Braten, die man in der Eile nur mit Mühe hatte aufzutreiben können, wurde herbeigebracht. Nachdem der König selber zugelangt, reichte er die Schüssel dem General Seydlitz mit den Worten: „Da, ess Er!“ und dieser dann den übrigen Generalen, ein Vorgang, der an die sagenhafte Geschichte von dem braven Schweppermann erinnert. Der Übergang erfolgte schnell und vom Abend dieses Sonntags bis Dienstag früh 10 Uhr nahm Friedrich in der Pfarre zu Lissdorf sein Hauptquartier, wo ihm der Pfarrer zu seinem Siege Glück wünschte, was den König zu der Bemerkung veranlasste, vielleicht habe auch des Pfarrers Gebet zu dem Siege mitgeholfen.

Einen nicht minder merkwürdigen Besuch erhielt Freiburg samt der Neuenburg in dem Unglücksjahre 1806. Am 30. September dieses Jahres nämlich kam König Friedrich Wilhelm von Preussen mit seiner Gemahlin

Luise und zahlreichem Gefolge von Naumburg hierher. Die Königin namentlich erfreute sich an der herrlichen Aussicht von einem Eckzimmer des Schlosses, welches seitdem ihren Namen trägt. Nicht weit von hier, auf einem kleinen, jetzt mit einem Denksteine versehenen Hügel, dicht neben der Fährre zur nackten Henne, welche unterhalb der Mündung der Unstrut in die Saale an letzterer liegt, sass nicht volle vierzehn Tage später dieselbe Königin, auf Nachrichten vom Heere wartend, und floh, als die Kunde von der Niederlage bei Jena und Auerstedt eingetroffen war, fast ohne jede Schutzwache über die Unstrutbrücke bei Carsdorf. Natürlich wurde Freiburg nach der Schlacht und auch in den folgenden Jahren wiederholt von den Franzosen heimgesucht; die denkwürdigsten Ereignisse aber brachte ihm das Jahr 1813. Als nämlich Napoleon am 16.—18. Oktober d. J. in der Völkerschlacht geschlagen worden war, leitete er den Rückzug seiner Truppen von Weissenfels aus nicht etwa über Naumburg und Kösen, denn der dortige Pass war bereits von den Österreichern besetzt, sondern über Freiburg und die Unstrut, ein höchst gefährliches Unternehmen, welches bei der Kessellage Freiburgs zur völligen Vernichtung des französischen Heeres hätte führen können, wenn die umliegenden Höhen rechtzeitig von den Truppen der Verbündeten hätten besetzt werden können.

Da die Österreicher unter Gyulay am 19. Oktober um 1 Uhr morgens die überbaute Unstrutbrücke angezündet hatten, wogegen sie thörichterweise die zweite Brücke oberhalb Freiburg bei Zeddenbach unversehrt gelassen hatten, so begannen schon mit Tagesanbruch französische Pioniere oberhalb der abgebrannten Freiburger Brücke eine Notbrücke über die Unstrut zu schlagen und stellten die nur wenig beschädigte Zeddenbacher Brücke ebenfalls eiligst wieder her. Gegen Mittag zeigte sich auf den Bergen im Norden der Stadt die Vorflut der fliehenden französischen Armee, deren Scharen hastig und schier endlos in das tiefe Unstrutthal hinabstiegen. Man sah, wie ein Augenzeuge sagt, nur Himmel und Franzosen. Für eine Masse, welche, ganz abgesehen von der Artillerie, den Munitionswagen und dem Train, noch etwa 111,000 Mann an Flüchtigen betrug, konnten die beiden Brücken unmöglich genügen, zumal die Zeddenbacher Brücke ausschliesslich für die Überfahrt der Geschütze und der Heerwagen Tag und Nacht in Anspruch genommen war. Auch am 20. Oktober dauerte der Rückzug der Franzosen über beide Brücken ununterbrochen fort. Zum Glück für sein Heer nahm der Kaiser Napoleon selbst seinen Weg über Freiburg. Die Nacht des 20. zum 21. Oktober hatte er in dem Nollaschen Weinbergshäuschen bei Weissenfels auf dem linken Saaleufer zugebracht, aber schon gegen 2 Uhr morgens die Weiterreise angetreten und teils zu Wagen, teils zu Pferde über Markwerben, Uichteritz und Markröhlitz fortgesetzt. Als er 6 Uhr morgens

in Freiburg anlangte, übernahm er sofort persönlich die Leitung des Überganges, in steter Begleitung des Königs Murat und des Marschalls Berthier. Vor allem liess er noch zwei Notbrücken schlagen, die eine unterhalb der Freiburger Mühle, die andere unterhalb der Mündung der Hasel in die Unstrut, Balgstedt gegenüber. Überall leitend und anordnend, besichtigte er sämtliche Brücken und ritt so bis in die Zeddenbacher Mühle. Unterdessen hatte ein französisches Corps die rechte Flanke gegen das von Halle und Merseburg herandringende Corps des Generals York zu decken. Um dort selbst nach dem Rechten zu sehen, ritt Napoleon den Schlossberg hinauf nach dem Friedensthal und Pödelist, wo er Batterien gegen die herandrängenden Preussen auffahren liess, kehrte dann nach Freiburg zurück und frühstückte daselbst unter merkwürdigen Gesprächen mit dem Superintendenten Polykarp Keil auf der Superintendentur. Nachdem er gegen 12 Uhr mittags wiederum beide Notbrücken besichtigt hatte, entsendete der umsichtige Schlachtenmeister Truppen gegen die von Baumersrode und Münchenrode herandringenden Preussen und besetzte die ausserordentlich wichtigen Schweigenberge zum Schutze des Überganges mit Infanterie und zahlreicher Artillerie. Ins Thal zurückgekehrt, besichtigte er nochmals den Rückzug über die Brücken und schlug endlich gegen 2 Uhr nachmittags den Weg nach Eckartsberge über Balgstedt, das Harthaus und Burkersrode ein, nachdem er bei seinem Verweilen auf dem rechten Ufer der Unstrut, gegenüber der Zeddenbacher Brücke, durch die Kugeln der in dem Reussen-Wäldchen bei Zscheiplitz aufgestellten preussischen Batterien wiederholt in Lebensgefahr geraten war. Infolge seiner vorzüglichen Leitung des Überganges fielen den nachrückenden Preussen nur 18 Kanonen und 1200 Gefangene in die Hände.

Mit den ersten Truppen der Verbündeten, welche erst am 22. Okt. früh nach 7 Uhr in Freiburg einrückten, kam auch der Feldmarschall Blücher und Prinz Wilhelm von Preussen, unser nachmaliger ruhmvoller Kaiser. Letzterer nahm auf der Superintendentur sein Quartier, während Blücher im Amtshause wohnte. Grosse Heeresmassen der Verbündeten zogen nun ebenfalls durch Freiburg über die Unstrut.

In Nachwirkung dieser grossen Ereignisse wurde am 22. Mai 1815 mit den übrigen von Sachsen abgetretenen Landesteilen auch Freiburg nebst der Neuenburg dem Königreiche Preussen einverleibt.

Einen letzten glänzenden Tag erlebte die Neuenburg, als am 7. September 1853 König Friedrich Wilhelm IV. nach Abhaltung einer Parade bei Rossbach, wo sein Ahnherr die Franzosen besiegt hatte, mit glänzendem Gefolge auf der Neuenburg sein Nachtlager nahm.

Nehmen wir nun zunächst die Stadt und sodann das Schloss etwas näher in Augenschein.

Da die Stadt, wie schon bemerkt worden, wiederholt durch grosse Brände heimgesucht worden ist, so kann es nicht wunder nehmen, dass der Eindruck, den dieselbe macht, im allgemeinen kein altertümlicher ist. Von den ehemaligen Mauern und Türmen der Stadt finden sich hier und da noch Reste; die meisten Häuser aber sind jüngeren Ursprungs. Das ältere Rathaus, dessen Bau die Bürgerschaft im Jahre 1425 begonnen hatte, war bei einem grossen Brande, welcher im Jahre 1551 fast die ganze Stadt vernichtete, mit abgebrannt. Nachdem es, vermutlich in den nächsten Jahren danach, wieder aufgebaut worden war, wurde es durch den Brand am 21. Juni 1682 abermals in Asche gelegt. Das jetzige Gebäude, welches nichts Merkwürdiges aufzuweisen hat, stammt daher im wesentlichen aus den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts.

Älteren Ursprungs sind einige Privathäuser, welche, wie die an ihnen angebrachte Jahreszahl beweist, 1551 mit abgebrannt sein müssen und bald danach wieder aufgebaut sind. Zu diesen gehört das Haus Marienstrasse No. 4, nicht weit vom Rathause, an welchem folgende Inschrift in römischer, gotisierender Majuskel steht:

Dominvs . cvstodiat . introitvm
 tvvm . et . exitvm . tvvm . ex . hoc .
 nvnc . et vsqve in . seculvm .
 Amen . S. P. (!) CXX. (Soll heissen Ps. 120.)

Darunter befinden sich zwei Wappen und die Jahreszahl 15-52.

Schräg dem Rathause gegenüber steht ein Eckhaus, Markt No. 14, welches nur einige Jahre jünger ist. Auch dieses hat eine Inschrift in gotisierender römischer Majuskel, welche folgendermassen lautet:

Si Devs pro nobis, qvis contra nos. Ro. VIII.
 Sangbvis Domini | lawbit - ab omnibus
 nostri. Jesv. Crist(i) | peccatis - Ioh. I † 1554.

Diese Inschrift enthält sinnentstellende Fehler, welche vermutlich auf Rechnung des mit Auffrischung derselben beauftragten, der lateinischen Sprache unkundigen Malers zu setzen sind.

Sofort fällt jedem Fremden eine in der Mitte des Marktes aufgestellte Reiterstatue, die des Herzogs Christian von Sachsen-Weissenfels, in die Augen. Ursprünglich war dieselbe, wie schon bemerkt worden, im Jahre 1722 auf dem Schlosshofe der Neuenburg aufgestellt worden. Jedoch schon 1744 wurde dieselbe, um den Schlosshof frei zu machen, auf Befehl des Herzogs Johann Adolf II. nach dem Jagdschlosse Friedenthal bei Pödelist gebracht. Als aber dieses Jagdschloss, von welchem eine Abbildung in einem nach der Stadt zu gelegenen Zimmer

des Schlosses hängt, im Jahre 1774 niedergerissen wurde, kauften die Bürger der Stadt Freiburg, die dem lebenslustigen Herzog Christian ein treues Andenken bewahrt hatten, seine Reiterstatue für ganze 2 Thaler 20 Silbergroschen, gewiss der billigste Preis, der je für ein Werk dieser Art gezahlt worden ist, und stellten sie, um das Bild ihres ehemaligen Landesvaters immer vor Augen zu haben, auf dem Markte auf. Gleichwohl kam ihnen dieser Akt der Dankbarkeit doch nicht ganz billig zu stehen, denn die Neuaufstellung und die Erneuerung der Vergoldung verursachte der Stadt noch einen Kostenaufwand von 200 Thalern.

Das Standbild zeigt den Herzog gestieft und gespornt zu Rosse sitzend, einen Hirschfänger an der Seite und das Faustrohr über den Sattel gelegt, eine Figur, welche den Neid darstellen soll, überreitend. Der Unterbau des Denkmals trägt an der Ostseite folgende chronostichische Inschrift:

Sta VIator
AC
pIIIs VotIs
pro
ChrIstIano
DeVM adI.

Die Zahlbuchstaben MDCCVVIIIIII ergeben die Jahreszahl 1722, das Jahr der Aufstellung des Denkmals im Schlosshofe der Neuenburg. Auf der Westseite steht:

pIe optIME Ve
prInCeps
VIVE DeI gratIa
nobIs Constanter.

Auch hier ergibt die Zusammenstellung der Zahlbuchstaben MDCCVVIIIIII das vorerwähnte Jahr 1722. Diese Spielerei mit Zahlbuchstaben, die schon einmal im Mittelalter Mode gewesen war, entsprach übrigens ganz dem Geschmacke der Zeit, welcher das Denkmal seine Entstehung verdankt. Auch anderswo finden sich gerade aus dieser Zeit, namentlich auf Glocken, derartige Inschriften.

Bei weitem das merkwürdigste Gebäude der Stadt, ein zugleich ehrwürdiger und herrlicher Schmuck derselben, ist die an der Hauptstrasse unfern vom Markte auf erhöhter Fläche gelegene, in Form eines lateinischen Kreuzes erbaute, teils romanische, teils gotische Stadtkirche Unserer lieben Frauen (Beatae Mariae Virginis). Man nimmt zwar gewöhnlich an, dass dieselbe der h. Anna, der Mutter der Jungfrau Maria, gewidmet sei, aber diese Annahme ist falsch, schon aus dem Grunde, weil die Verehrung der h. Anna erst lange nach der Erbauungszeit der Kirche in Aufnahme gekommen ist. Auch der kunstvoll ausgeführte Hochaltar im Ostchor aus dem Jahre 1499, welcher verschiedene

Scenen aus dem Leben der Jungfrau Maria darstellt, spricht für diese als Schutzpatronin der Kirche, obwohl über diesen Scenen auch die h. Anna, die Kinder Maria und Jesus auf den Armen haltend, aber nicht an hervorragender Stelle, dargestellt ist. Überdies aber wird die Kirche auch im Jahre 1464 ausdrücklich vom Rate der Stadt als Kirche Unserer lieben Frauen bezeichnet.¹ Die h. Anna besass in der Kirche nur einen Altar, welcher 1505 erwähnt wird.

Obwohl Urkunden über die Zeit der Gründung der Kirche und der späteren Um- und Anbauten nicht erhalten sind, so lässt sich doch aus dem Baustile selbst hierüber mit einiger Sicherheit urteilen. Auf Grund desselben nehmen die meisten an, dass sie von den ersten Landgrafen, vielleicht schon von Ludwig dem Springer (1090—1123); sicher aber, wenn von diesem nicht, von Ludwig dem Eisernen (1140—1172) gegründet worden sei. Die damals noch sehr kleine, eben erst gegründete Stadt Freiburg war ja auch keinesfalls imstande, die Mittel zu einem so bedeutenden Baue aufzubringen. Allerdings lässt sich nicht verhehlen, dass gewisse Eigentümlichkeiten des Gebäudes auf die Übergangszeit vom romanischen zum gotischen Stile, also etwa auf die Zeit des Landgrafen Ludwigs IV. (1217—27) und seiner Gemahlin, der h. Elisabeth, hindeuten, aus denen sich schliessen lässt, dass die Kirche in der ersten Hälfte oder gegen Anfang des 13. Jahrhunderts umgebaut worden ist. Dahin sind zu rechnen: die auf Konsolen ruhenden Bogenfriese; die Teilung der Aussenseite der beiden Kreuzarme (nach Norden und Süden zu) in zwei Hälften durch eine senkrecht niedergehende Lisene; die Besäumung der Schenkel der Giebelfelder ebenda mit Staffelfriesen; das Vorhandensein eines niedrigen, viereckigen, nicht eigens fundamentierten, sondern auf vier Schwibbogen ruhenden Mittelturmes, lauter Erscheinungen, die ganz ebenso an der ebenfalls der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts angehörenden Memleber Klosterkirche wiederkehren.

Zu diesem ursprünglich romanischen Baue mit Spuren des Übergangstiles gehören die beiden Kreuzflügel, der zwischen beiden über der Vierung sich erhebende Turm, der Anfang des anstossenden Chors bis zum ersten Strebepfeiler, die beiden westlichen Türme und die innere Vorhalle. In allen diesen Teilen herrscht durchgängig der spätromanische Stil, kenntlich an den rundbogigen Fenstern der Kreuzarme und der Türme, ferner an den Bogenfriesen unter den Gesimsen u. a. m. Auch die Säulen in den Turmöffnungen gehören in diese Zeit. Dass das Hauptschiff nicht das gleiche Alter wie die genannten Teile hat, beweisen nicht nur die spitzbogigen Fenster desselben und die demselben vorgesetzten

¹ Urkundenbuch im Freib. Ratsarch. S. 150—153. (Vgl. den Aufsatz von Nebe in der Harzzeitung, XIX, S. 127. Jahrg. 1886.)

Strebpfeiler, welche bei keinem romanischen Baue vorkommen, sondern auch der Umstand, dass die Seitenschiffe die gleiche Höhe mit dem Hauptschiffe haben, eine Bauweise, die erst der spätgotischen Zeit eigen ist. Auch die Überspannung des Langhauses mit einem Netzgewölbe entspricht nicht der romanischen Zeit. Endlich gehört auch der schön-geschmückte Chor, wie auf den ersten Blick zu erkennen ist, der späteren gotischen Zeit an. Der romanische Fries unter dem Dachgesims des Langhauses ist offenbar an den gotischen Teilen nur angebracht worden, um das Alte und Neue wenigstens in einige Übereinstimmung zu bringen. Es war gegen Ende des 15. Jahrhunderts, als die Stadtgemeinde an den Umbau der alten Liebfrauenkirche ging, wie nicht nur die Jahreszahl 1497 über dem Hauptportal (in gotischer Minuskelschrift), sondern auch urkundliche Aufzeichnungen beweisen. Nach diesen wurde 1494 der — jetzt glücklich wieder beseitigte — Gang zwischen den beiden Türmen erbaut, 1496 wurden drei Pfeiler an der Kirche aufgeführt, 1499 wurden Altar, Pfeiler und Gewölbe verdingt. Jedesfalls kann man sagen, dass die Umbauten, welche der Kirche ihre heutige Gestalt gegeben haben, etwa um das Jahr 1500 beendet worden sind.

Das Innere der Kirche ist durch zwei Reihen achteckiger Pfeiler in ein Schiff mit zwei gleich hohen Seitenschiffen geteilt und mit einem Netzgewölbe überspannt. Hier finden sich auch noch manche Merkwürdigkeiten. Über dem zwischen den beiden Türmen gelegenen spätgotischen Westportal ist ein höchst merkwürdiger, uralter, leider über-tünchter Stein eingemauert, nach Aussage des Oberpfarrers der einzige Überrest der alten, in die früheste christliche Zeit dieser Gegend zurückreichenden, nunmehr abgetragenen S. Kilianskirche. Derselbe stellt anscheinend Daniel in der Löwengrube dar, d. h. — soweit das sehr undeutlich gewordene Bildwerk dies erkennen lässt — einen Löwen, zwischen dessen Tatzen ein Menschenhaupt zu sehen ist.

Gleich rechts an der Innenwand des Nordportals ist der sehr altertümliche Grabstein einer Frau befestigt, welchem leider keine Inschrift beigegeben ist. Weiter hin an der Westwand, dicht neben dem Westportal, steht der Grabstein des „Hauptmanns in Doringen und Amptmanns zu Freborg,“ Christophs von Taubenheim, in ganzer Figur, welcher sein Wappen beigegeben ist. Ausserdem verdienen auch Beachtung die Grabsteine der Anna von Wolstrop vom Jahre 1558 und des Laurentius Fürstenauer vom Jahre 1566.

An der Nordwand des nördlichen Kreuzarmes steht der alte Kirchenstuhl der Herzöge von Sachsen-Weissenfels aus dem Jahre 1668, und über demselben hängt das Bildnis des Superintendenten Polykarp Keil, mit welchem sich der Kaiser Napoleon am Vormittage des 21. Oktober 1813, während die französischen Truppen ihren Rückzug

über die Unstrut bewerkstelligten und der Donner der Yorkschen Kanonen die Luft erschütterte, über das in der evangelischen Kirche noch übliche Beichtgeld und den Unterschied der evangelischen und katholischen Beichte in lateinischer Sprache unterhalten hat. Gewiss ein überzeugendes Beispiel von der unerschütterlichen Gemütsruhe des grossen Feldherrn.

Auf dem Altar, dessen Aufsatz, wie schon bemerkt, Beachtung verdient, liegt eine mit Silber beschlagene Bibel, auch noch ein Andenken an einen ehemaligen Landesherrn Herzog Christian Wilhelm von Sachsen-Weissenfels hat dieselbe mit eigenhändiger, auf dem Vorstossblatte eingetragener Widmung am 2. November 1692 übereignet.

Ganz nahe bei der Kirche, ihr nördlich gegenüber, liegt ein Haus von geschichtlicher Bedeutung, die Superintendentur, deren jetziger Bau laut einer zwischen zwei Feistern des Erdgeschosses (im Zimmer rechts vom Eingange) befindlichen Inschrift im Jahre 1626 aufgeführt worden ist. Dieses Haus hat den Kaiser Napoleon, den König Murat und den Prinzen Wilhelm von Preussen, den nachmaligen Kaiser ruhmvollen Angedenkens, unter seinem Dache beherbergt. Noch zeigt man das Zimmer, in welchem Napoleon geschlafen, und das, in welchem er gewohnt und empfangen hat; noch ist unversehrt der Treppenflur erhalten, auf welchem seine ihn bewachenden Leibmamelucken sich häuslich eingerichtet hatten.

In neuerer Zeit hat Freiburg durch den Umstand, dass der von der preussischen Regierung mit argwöhnischem Auge betrachtete, von der deutschen Jugend aber hoch gefeierte Turnvater Jahn (seit 1825) in dem damals noch sehr abgelegenen, stillen Städtchen seinen Wohnsitz genommen hat und dort gestorben ist, von neuem eine gewisse Berühmtheit erlangt. Sein am Fusse des Schlossberges gelegenes Wohnhaus und sein auf dem Gottesacker in der Oberstadt befindliches Grab sind das Wallfahrtsziel zahlloser Turnerscharen geworden, die gehobenen Herzens die Stätten aufsuchen, wo der Altvater der Turnkunst und zugleich Vertreter kerndeutschen Wesens gelebt hat und gestorben ist.

Das von einem Eisengitter umhegte Grab zeigt auf einem einfachen Sockel die von dem Dresdener Bildhauer Joh. Schilling gefertigte Büste Jahns. Auf der Vorderseite des Unterbaues steht:

Friedrich Ludwig
Jahn,
geb. d. 11. Aug. 1778,
gest. d. 15. Okt. 1852.
Seinem Andenken
die deutschen
Turner.
Spr. Salom. 10 V. 7.

An der Hinterseite der Büste steht:

Guss v. Lenz u. Heroldt in Nürnberg.
Johannes Schilling fec. Dresden 1859.

Ausserdem legen noch mehrere Widmungstafeln von der Dankbarkeit einzelner Turngaue Zeugnis ab.

Das Haus des Turnvaters Jahn wird von der Unstrutbrücke aus in wenigen Minuten erreicht, wenn man die östlich bergan nach dem Schlosse zu führende Strasse hinaufgeht. 1860 wurde dasselbe als Hauptgewinn für die Schillerlotterie angekauft und ist nun in eine Restauration verwandelt, von deren schattigen Lauben ein hübscher Blick auf die dicht darunter vorbeifliessende Unstrut zu geniessen ist. Nicht weit oberhalb des Jahnshauses stand übrigens früher die im Jahre 1794 abgebrochene S. Kilians- oder Bärkirche, die alte Pfarrkirche des eingegangenen Dörfchens Frau, sicherlich eine der ältesten Stätten christlicher Gottesverehrung im Unstruthale, da der h. Kilian, dem sie geweiht war, schon ein Menschenalter vor Bonifatius in Thüringen als Missionar gewirkt hat. Noch 1424 diente der S. Kilianskirchhof als Begräbnisplatz; um 1550 brannte die Kirche ab und wurde sicher seit 1573 nicht mehr zum Gottesdienste benutzt, wohl aber — ein wunderlicher Lauf der Dinge! — als Bärenzwinger, wovon sie den Nebennamen Bärkirche erhielt. Auf das einzige erhalten gebliebene Bildwerk aus dieser Kirche, welches jetzt in der Marktkirche U. L. Fr. sich befindet, ist schon hingewiesen worden.

Auf das Landgrafenschloss oder die Neuenburg (1890: 33 Einwohner) führt ein steil bergan führender, aber doch nicht beschwerlicher, von Linden überschatteter Fahrweg. Doch kann der Aufstieg auch von dem unweit der Stadtkirche gelegenen Schützenhause aus stattfinden. Durch dichtes Niederholz, welches bereits guten Schatten spendet, ersteigt hier der Wanderer auf vielfach gewundenen, bequemen Wegen, deren Annehmlichkeit durch zahlreiche Ruhebänke, von welchen man herrliche Blicke auf das Thal und die zu Füßen liegende Stadt hat, erhöht wird, den Scheitelpunkt des Spittelberges, auf welchem in südlicher Richtung das Schloss bald erreicht wird. Des Urhebers des der Stadt zur Zierde gereichenden Stadtparkes — so heissen die Anlagen auf dem Spittelsberge — gedenkt auf halber Höhe des Berges eine am Rande eines Rondels an eine Linde angeheftete Tafel, welche vermeldet:

„Grossmanns Mühen schuf durch den Wald dir liebliche Pfade.
Wenn du vorüber hier gehst, dankbar verehere den Mann!“

Eine berechtigte Mahnung, der wir gern nachkommen.

Die Neuenburg, welche im Laufe der Jahrhunderte die mannigfachen Umbauten erfahren hat, liegt auf einem in das Unstruthal weit vorspringenden, auf drei Seiten stark abfallenden Bergrücken, und war

von der östlich angrenzenden Hochebene durch einen sehr breiten Graben geschieden, welcher nach und nach teilweise ausgefüllt worden ist, namentlich im Jahre 1719, als man das an jener Seite befindliche äussere Thor neben dem in Ruinen liegenden Wartturm erbaute. Der ursprüngliche Haupteingang, zu dem ohne Zweifel eine Zugbrücke führte, war das sehr versteckt liegende Thor zwischen dem angebauten Zeughause und jetzigen Schafstalle. Später wurde nach der Stadt Freiburg zu auch ein westliches Thor angebracht, dessen Entstehungszeit und Erneuerung die daselbst wahrnehmbaren Jahreszahlen 1557 und 1673 andeuten. Über einem andern südöstlichen Thore, zu welchem um die Nordseite des Schlosses herum eine über hundertjährige Lindenallee führt, steht folgende Inschrift:

„Viam. hac. Porta. Nova. perviam. Sereniss. princeps. Dominus. Dmn.
Christianus. Dux. Sax. J. Cl. Mont. ac W. etc. Ao Dni. MDCCXIX. F.“

Es ist dies das von dem Herzog Christian im Jahre 1719 neugebaute und hier als das neue Thor bezeichnete Schlossthor.

Wenn man den Schlosshof durch das westliche Thor betritt, zeigt sich gleich hinter demselben zur linken Seite eine schmale Steintreppe, welche zur Wohnung des Kastellans führt. Derselbe öffnet den Besuchern zunächst die Schlosskapelle, welche früher ohne Zweifel inmitten des Schlosshofes gestanden hat, jetzt aber mit dem südlichen Flügel des Schlosses in Verbindung gebracht worden ist. Diese herrliche, in zwei Stockwerken aufgeführte romanische Doppelkapelle lässt schon äusserlich in den glatt aufsteigenden Mauern, den rundbogigen Fenstern und dem bogenförmigen Friese unter dem Dache das Ende des elften Jahrhunderts als die Zeit ihrer Erbauung erkennen. Die Spitzbogenfenster in der oberen Kapelle sind erst später eingebrochen worden, um derselben mehr Licht zu verschaffen.

Wenn man nun den Vorflur der unteren Kapelle betritt, so beansprucht das an der Wand rechts stehende, sehr sauber ausgeführte Wappen des Herzogs August von Sachsen-Weissenfels aus dem Jahre 1668 zunächst die Aufmerksamkeit des Besuchers. Der Steinmetzmeister, welcher dieses schöne Stück ausgeführt hat, erhielt seinerzeit dafür 5 Gulden und 8 Groschen. Ein Steinmetz der Jetztzeit würde die Arbeit für hundert Thaler schwerlich liefern.

Die Kapelle selbst zeigt schöngeformte, schlanke Säulen in alt-romanischem Stil mit würfelförmigen, unten abgerundeten Knäufen, welche schön verziert sind. Die Ecken der Würfel sind mit Blattzieraten bedeckt. Die Säulenfüsse zeigen die attische Base. Im östlichen Teile der unteren Kapelle steht auch ein alter romanischer Taufbrunnen ohne jeglichen Bilderschmuck. Zu der oberen Kapelle führt eine wunderschöne Wendeltreppe mit zierlicher Spindel empor, welche in neuerer Zeit ohne Beein-

trächtigung des ursprünglichen romanischen Stils in verständnisvoller Weise repariert worden ist. Das Merkwürdigste in der oberen Kapelle ist der mittlere Träger, bestehend aus einem viereckigen Pfeiler, an dessen Seiten vier Säulen freistehen, welche von einem gemeinschaftlichen Kapitäl von sehr eigenartiger Form gekrönt werden. Von diesem Säulenbündel in der Mitte gehen die in arabischer Weise ausgezackten Gurtbogen des Gewölbes aus, ein glänzendes Werk des Übergangsstils. Die Säulen in der oberen Kapelle sind von schön poliertem, schwarzem Basalt, die Kapitäle sind vergoldet. Besonders anziehend sind die Kapitäle zweier Ecksäulen, an welchen ein Geier mit ausgebreiteten Flügeln sich über die abgerundeten Ecken des Würfels herabbiegt und einen Hasen so bedeckt, dass der Schnabel auf dem Halse, die Klauen auf den Pfoten des Hasen aufliegen. Zeichnung und Arbeit sind vortrefflich.

In dem östlichen, auf dem Untergewölbe ruhenden Teile der Oberkapelle ist ein gotischer Altarschrein mit fünf Figuren aufgestellt. In der Mitte erblickt man die Gottesmutter, ihr zur Seite (links vom Beschauer) eine nicht näher zu bestimmende gekrönte Heilige, deren Hauptkennzeichen verloren gegangen ist, und weiterhin die h. Barbara mit dem Kelch. Rechts stehen eine zweite Heilige mit Kelch und sodann die h. Margareta, einen Drachen erstechend. Die auf der Rückseite der Schreinklappen befindlichen Gemälde sind erloschen.

In der Nähe der Kapelle liegt ein Zimmer, von dessen Fenster aus man am bequemsten den sogenannten Haingott, ein in Stein gehauenes und über dem Eingange zur Wohnung des Kastellans ziemlich dicht unter dem Dachsims eingemauertes Bildwerk, betrachten kann. In älterer Zeit erklärte man dasselbe für das Bildnis eines alten thüringischen Götzen; nach jüngerer, aber zweifellos irriger Annahme ist es „der Püsterich.“ Allerdings hat das Bildwerk mit der auf der Rotenburg am Kyffhäusergebirge im Schutt aufgefundenen Püsterich-Figur, von welcher eine getreue Nachbildung im Provinzial-Museum zu Halle zu finden ist, Ähnlichkeit; gleichwohl aber ist der Unterschied zwischen beiden Bildwerken ein deutlich erkennbarer. Das zu Freiburg stellt eine auf einem fussbankähnlichen Sitze hockende männliche Figur mit dickem, rundem, bartlosem Kopfe, dick aufgedunsenem Leibe und kurzen Beinen dar, deren linker Arm rechtwinkelig gekrümmt ist, während von dem rechten nichts wahrzunehmen ist. Während nun aber der eine ähnliche Leibesbeschaffenheit zur Schau tragende Püsterich sicher mit mehreren anderen gleichgebildeten Figuren als Fuss oder Träger eines Taufkessels gedient hat, scheint betreffs des „Haingottes“ die ältere Annahme, die auf Volksüberlieferung beruht, insofern das Rechte zu treffen, als das Bildwerk vermutlich noch aus heidnischer Zeit herrührt.

An den Wänden des nun folgenden grossen Saales im südlichen Flügel hängen die Bildnisse mehrerer Herzöge von Sachsen, welche erst im Jahre 1887 aus der Querfurter Schlosskirche nach der Neuenburg übergeführt worden sind. An der Wand links von der Eingangsthür erblickt man das Bild des Herzogs Georg von Sachsen († 1539), des Gegners Luthers, mit einer Ansicht von Dresden im Hintergrunde. Die nächstanschliessende Wand zeigt die Bildnisse zweier Herzöge von Sachsen-Weissenfels, nämlich des ersten Herzogs August (1656—1680) mit einer Ansicht des von ihm erbauten Schlosses Augustusburg und der Stadt Weissenfels im Hintergrunde, und des letzten Johann Adolf II., mit einer Ansicht der Stadt Sangerhausen. Endlich auf der gegenüberliegenden Wand das Bildnis des Kurfürsten August des Starken.

Auf dem Sturz der einen Thür dieses Saales steht die Jahreszahl

15 · 52 · 

und über derselben folgende Inschrift in gotisierender römischer Majuskel:

Von . Gottes . Gnaden . Avgvstvs . Herzogk .
 zv . Sachssen . vnnnd . vonn . denselbenn .
 Gnadenn ꝛ Frawe . Anna . gebornne . avs .
 Kovniglichem . Stam . zv . Denne-
 marck . Herczogin . zv . Sachsen .

Eins der anziehendsten Zimmer des Schlosses ist das Erkerzimmer, in welchem am 30. September 1806 die unvergessliche Königin Luise von Preussen vor der Schlacht bei Jena und Auerstedt geweilt und von dessen Erker aus sie die zwar beschränkte, aber wahrhaft entzückende Aussicht auf das Unstrutthal aufwärts und abwärts genossen hat, weshalb dasselbe jetzt auch das Luisenzimmer heisst. Nach Westen zu schaut man von hier oben wie aus der Vogelschau in die Strassen und Gassen der tief unten liegenden Stadt Freiburg hinein; mit einem Blick umfasst von hier aus das Auge den herrlichen Bau der Liebfrauenkirche in all seiner Eigenart. Weiterhin erhebt sich am Ende des steil abfallenden Geländes der Schweigenberge oberhalb der heraufblinkenden Unstrut das hochthronende Schloss Zscheiplitz, die Weissenburg der Volkssage. Noch weiter im Hintergrunde schliesst der waldige Bergrücken des Orlas mit den auf demselben sichtbaren Gasthöfen Wespe und Kalter Hase den Gesichtskreis ab. Burgscheidungen und die Vitzenburg werden durch die sich vorschiebenden Unstrutberge dem Blicke entzogen. Nach Süden zu erblickt man längs der vielfach gewundenen Unstrut die Dörfer Nismitz, Klein-Jena, Gross-Jena, Rossbach und zuletzt die Stadt Naumburg mit ihren hochragenden Domtürmen, ein Bild von unvergleichlicher Mannigfaltigkeit und Schönheit, von dem sich der Beschauer nur schwer losreissen kann.

In dem Luisenzimmer steht auch noch der denkwürdige, zumteil schon von Würmern angefressene Armsessel, in welchem die Königin geruht hat. Zwei kleine Büsten, Kopieen der im Mausoleum zu Charlottenburg befindlichen Originale Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise (von Rauch), schmücken die Wände des Erkers, während die des Wohnzimmers, welches mit Möbeln aus dem Berliner Hohenzollernmuseum ausgestattet ist, die jugendlichen Bildnisse des Königs und seiner Gemahlin (letzteres von besonders edlem Profil) nach Schadow zeigen.

Mit diesen Räumen hat die Besichtigung der Merkwürdigkeiten des Schlosses, welche den Besucher aus der Zeit des frühen Mittelalters bis in die Neuzeit geführt hat, ein Ende. Falls jedoch die Luft klar ist, besteigen die Besucher unter Führung des wohlunterrichteten Kastellans, der noch vor König Friedrich Wilhelm III. eine Parade bei Rossbach mitgemacht hat, auch noch den Schlossturm, den letzten von sieben Brüdern, der an der nordwestlichen Ecke des Schlosses steht. Dieser runde, aus der Entstehungszeit des Schlosses herrührende Bergfried hat eine Mauerstärke von über drei Meter, einen Durchmesser von fast 14 und eine Höhe von ungefähr 45 Metern. In der Mitte dieser Mauer führen im unteren Teile gegen 60 steinerne, über 1 Meter breite Stufen in die Höhe, welchen weiter oben 43 hölzerne nachfolgen. Der alte, am oberen Ende des ersten Längenviertels befindliche Haupteingang ist jetzt zugeschlagen; die jetzt gangbaren Thüren sind später durchgebrochen. Wie umfassend und genussreich die Aussicht von der Höhe dieses Turmes ist, möge folgende von dem Turnvater Jahn ins Fremdenbuch der Neuenburg am 5. Okt. 1828 eingetragene Bemerkung andeuten:

„Bei günstiger Witterung erkenne ich Fünfzigjähriger mit unbewaffnetem Auge vom Schlossthurme in der Rundsicht: den Petersberg, die Thürme von Halle, Landsberg, Merseburg; die Sternwarte von Leipzig; Lützen, Weissenfels, Hohenmölsen; die Gleitzburg, den Landgrafen und den Fuchsthurm bei Jena; den Ettersberg, Ausläufer der Finne; Burkroda, einen der hochliegenden Orte im ebenen Thüringen; den Kyffhäuser und den Brocken, letzteren über Münchenroda.“

Übrigens ist die Thor- oder Brunnenwärter-Wohnung, namentlich der untere Stock dieses nördlich neben dem äussersten westlichen Thore stehenden Gebäudes, einer der ältesten Teile des Schlosses aus der Zeit des Wartturmes und der Burgkapelle, wie noch einige kleine romanische Fensterchen in demselben beweisen. Ihm gegenüber befindet sich der im Jahre 1668 auf Befehl des Herzogs August begonnene, 1704 vollendete, in den Felsen gehauene Schlossbrunnen, ein gewaltiges und nur wenige seinesgleichen findendes Werk. Bei einem Durchmesser von reichlich 12 Fuss rhein. erreicht er mit seiner unter den Unstrutspiegel hinabgehenden Sohle nach älterer Angabe eine Tiefe von mehr als

200 sächsischen Ellen, nach neuerer von 129—130 Metern, ist aber gleichwohl nicht so tief, als der berühmte Brunnen auf dem Königstein in Sachsen, welcher angeblich eine Tiefe von 586 Ellen hat. Gegenwärtig beträgt der Wasserstand des Freiburger Schlossbrunnens, weil derselbe nicht mehr benutzt und das Schloss durch eine Leitung mit Dampftrieb aus dem Thale mit Wasser versorgt wird, 20—26 Fuss. Der Brunnenschacht ist abwechselnd teils gemauert, teils in das gewachsene Gestein gebauten, je nachdem feste Bänke letzteres gestatteten. Der Kastellan hat denselben einmal, auf einem Buchenknüppel reitend, und fest an das Fördertau geschnallt, in halbstündiger Reise befahren. Eine Vorstellung von der ungeheuren Tiefe dieses Brunnenschachtes erhält der Besucher durch einen von dem Brunnenwärter in den Schacht hinabgelassenen, mit vier brennenden Lichtern ausgestatteten Schwimmer, deren Glanz aus der nächtlichen Tiefe nur schwach heraufschimmert. Als der Brunnen noch im Gange war, brauchten die an das Drehrad entbotenen Handfröhner bei unablässigem Drehen jedesmal neun Minuten, um den vollgeschöpften Kübel von der Wasserfläche bis zum oberen Rande des Brunnenschachtes emporzuwinden.

Ehe man nun aber den Schlossberg mit seiner immer von neuem fesselnden Aussicht verlässt, lohnt es noch, die denkwürdige, unweit des Schlosses gelegene Stätte aufzusuchen, auf der nach der Volkssage der eiserne Landgraf seine hartherzigen Vasallen gezüchtigt hat, nämlich den Edelacker. Dieses 3—4 Morgen umfassende Ackerstück, welches früher von einer jetzt völlig verschwundenen Steinmauer eingehegt war, erreicht man von dem östlichen Schlossthore aus in wenigen Minuten, wenn man den meist mit Vogelbeerbäumen bepflanzten, nordwärts zur Merseburger Strasse führenden Promenadenweg einschlägt. Auf diesem gelangt man bald an einen Wegweiser, dessen Schilder teils „nach Freiburg durch den Stadtpark,“ teils „nach Friedenthal und Pödelist,“ teils „nach dem Edelacker“ weisen. Schon von diesem Wegweiser aus erblickt man in geringer Entfernung an der rechten Seite der Strasse zwei weiss angestrichene Steine, welche die Aufschrift „Edelacker“ tragen. Das zwischen denselben sich hinziehende, östlich von beiden gelegene Ackerstück ist die Stelle, wo der eiserne Landgraf nach der Sage seine ihre Unterthanen schindenden, von ihm vor den Pflug gespannten Vasallen mit Geiselhieben genötigt hat, den Boden im Schweisse ihres Angesichts umzupflügen, damit sie am eigenen Leibe erführen, wie bei solcher Behandlung ihren Bauern zu Mute gewesen.

Von diesem Edelacker sind mehrere grosse Steine als Beitrag der Freiburger Turnerschaft zu dem Jahndenkmale in der Hasenhaide nach Berlin geschickt worden, ein überaus glücklicher und sinniger Gedanke.

Vom Edelacker nimmt man den Rückweg zur Stadt am besten auf

dem vielfach gewundenen, im sogenannten „Schliffen“ hinabführenden Fusswege, auf welchen der erwähnte Wegweiser „nach Freiburg durch den Stadtpark“ verweist. Dieser Fussweg nämlich gewährt nicht nur wiederholt herrliche Ausblicke ins obere Unstrutthal, sondern führt auch in kürzester Zeit in die Stadt zu der Stadtkirche und dem Markte zurück.

Wer so viel Zeit erübrigen kann, versäume nicht die Schaumweinfabrik von Kloss und Förster, deren Erzeugnisse einen wohlbegründeten Ruf haben, und wäre es nur der schönen Aussicht wegen, aufzusuchen. Da die nördlichen und östlichen Berghänge in der Umgebung Freiburgs, namentlich die Schweigen- und Erauberger, gegen rauhe Winde ausgezeichnet geschützt und den erwärmenden Strahlen der Sonne zugekehrt sind, so ist hier der Weinbau, wie überhaupt im unteren Unstrutthale, sehr alt und die Rebe liefert in den meisten Lagen ein recht trinkbares, in besonders guten Jahren sogar vortreffliches Gewächs.

Zum Schluss sei noch bemerkt, dass die Freiburger Berge, nachdem der darüber befindlich gewesene mittlere Muschelkalk infolge seiner Weichheit grössenteils weggeschwemmt worden ist, aus unterem Muschelkalk bestehen, der durch härtere Schaumkalkbänke deutlich in zwei bis drei Stufen gegliedert ist. Doch haben die stetig wehenden Westwinde auf die nach dieser Richtung abfallenden Hänge eine dicke Lössschicht aufgeweht. Der Schaumkalk lässt sich leicht bearbeiten, darum verwendet man ihn gern zum Hausbau. Auch ist er reich an organischen Resten, um deren Sammlung sich besonders der praktische Arzt Dr. Schmerbitz verdient gemacht hat.

Gross-Jena.

Der auf ehemals slavischem Boden ziemlich häufig vorkommende Name dieses Ortes deutet auf Slaven als Namengeber, doch ist gleichwohl möglich, dass der Platz schon vor der Ankunft der Slaven von germanischen Ansiedlern besetzt war. Auf frühe Bekehrung der Einwohner zum Christentum dürfte die Wahl des h. Rupert, eines nur in der Frühzeit der christl. Kirche bei uns beliebten Heiligen, zum Patron der Kirche hindeuten. Die Lage derselben weit ausserhalb des Dorfes bestätigt die Überlieferung, dass Gross-Jena vor Zeiten viel grössere Ausdehnung hatte, als jetzt. Ausser einer Burg (urbs oder civitas) gab es daselbst auch ein Kloster, welches im Jahre 1021 als eine Abtei bezeichnet wird. Die Stelle der Burg, welche auf der über dem Dorfe gleich hinter der Pfarre sich erhebenden Höhe lag und nach welcher die Restauration zum Ratskeller auch der Burgkeller heisst, heisst jetzt der Hausberg und lässt noch heute Spuren ehemaliger Umwallung erkennen. Sie war mindestens schon im 10. Jahrhundert der Haupt- oder doch Stammsitz eines Zweiges des Kevernburger Grafenhauses, dessen Glieder damals nicht nur das Gau- grafenamt in mehreren ostthüringischen Gauen verwalteten, sondern auch

die Markgrafschaft Meissen besaßen. Das Kloster oder die Abtei, welche in der Nähe der Kirche gelegen haben dürfte, war ohne Zweifel von den Vorfahren der Grundherren mindestens schon im 10. Jahrhundert gegründet worden, da in ihm Markgraf Ekkard I., nachdem er in Pöhle ermordet worden war, im Jahre 1002 bei vielen seiner Geschlechtsvorfahren (cum multis de eadem progenie) beigesetzt wurde. Dieses Kloster (abbatia in Jhene) bestand noch 1021, in welchem Jahre Markgraf Ekkard II. mit dem Gedanken umging, es dem Bischof Bruno von Merseburg zuzuweisen, ein Plan, der jedoch nicht zur Verwirklichung gelangte. Dass Grossjena im Beginn des 11. Jahrhunderts nicht ein blosses Dorf, sondern zum mindesten ein mit Markt-, Zoll- und Münzrecht ausgestatteter Marktflecken war, erhellt schon daraus, dass im Jahre 1029 Kaiser Konrad II. Genæ als ein oppidum mit städtischem Rechte bezeichnet, ferner auch daraus, dass es ein Platz war, an welchem sich Handel- und Gewerbetreibende in grösserer Zahl befanden. Denn im Jahre 1033 versprach der Bischof Cadalus von Naumburg allen Handel- und Gewerbetreibenden der Stadt (civitas) Genæ, die sich nach Naumburg wenden und dort ansiedeln würden, Befreiung von allen Abgaben. Grossjena (sonst im Gegensatz zu Klein- oder Deutschen-Jena, auch Wendischen-Jena genannt) hatte sonach als Residenz eines Fürsten, als Stätte einer grösseren geistlichen Stiftung und als Wohnsitz von Handel- und Gewerbetreibenden die beste Aussicht, sich zu einer eigentlichen Stadt zu erheben, wenn ihm nicht in der von den Ekkardingern selbst gegründeten und auf alle Weise geförderten Stadt Naumburg eine höchst gefährliche Nebenbuhlerin entstanden wäre. Die von den Söhnen Ekkards I., den Markgrafen Hermann und Eckard II., betriebene Verlegung des bischöflichen Sitzes von Zeitz nach Naumburg (1028), der Wegzug der Grund- und Landesherren von Jena nach Naumburg, die Überführung der im Kloster zu Jena beigesetzten Vorfahren der markgräflichen Brüder in das zum Erbbegräbnis ihrer Familie erhobene Kloster S. Georg vor Naumburg, welche das letzte Band der Pietät zerschnitt, das die Markgrafen noch an ihren Stammort hätte binden können; endlich die Weglockung der Kaufleute und Handwerker von Jena ebendahin durch den Bischof Cadalus übten auf den Wohlstand und die Bedeutung Grossjenas einen verhängnisvollen Einfluss aus. Mit der Burg auf dem Hausberge, mit dem Kloster in der Aue verfiel auch die Stadt und sank allmählich zu einem Dorfe herab, während Naumburg einen immer grösseren Aufschwung nahm. Durch die Erbtochter Mathilde aus Eckards Stamm kam 1046 Jena an das Haus Wettin. Markgraf Dietrich der Bedrängte, ein Sprosse desselben, verkaufte im Jahre 1271 die beiden Dörfer Deutschen- (= Klein-) und Wendischen- (= Gross-) Jena an das Kloster S. Georg vor Naumburg.

Auf dem Wege von Grossjena nach Naumburg, den die Unstrut auf

der einen Seite (rechts) begleitet, während auf der andern die rebenbepflanzten Höhen bis dicht an den Weg herantreten, verdient der links vom Wege gelegene, ehemals Steinauersche Weinberg (früherer Besitzer bis 1890 Stadtrat Osske in Naumburg, seit 1890 Dr. med. Schenkel in Leipzig) besondere Beachtung. Etwa in halber Höhe des Weinberges erblickt man eine Seltenheit, die schwerlich ihres Gleichen hat, nämlich ein in den Felsen gehauenes Stammbuch, über welches ich schon früher berichtet habe.¹

Hier sei zur Berichtigung und Ergänzung nur noch Folgendes bemerkt: Die Inschrift unter dem sechsten Bilde, die Berauschung Lots in Wein durch seine Töchter darstellend, lautet, wie ich bei nochmaliger Besichtigung gefunden habe, vollständiger folgendermassen:

Dieses hat zum Andenken ge(stiftet)
Herr
Christian Andreas Hiemann,
Handelsmann in Berlin.
1722 d . . . Aug.

Ferner zeigt das siebente Stück nicht bloss Inschriften, nämlich oben:

Ehre sey Gott in der Höhe und Friede auff Erden
und den Menschen ein Wohlgefallen,

sowie unten:

Johann Christian Steinauer
in Naumburg
Anno 1722, d. 17. Martii,

sondern auch, was erst bei günstigerer Beleuchtung zu erkennen möglich war, eine bildliche Darstellung. Zwei Engel, von welchen der eine eine Posaune bläst, der andere einen Triangel schlägt, halten die Inschrifttafel, zu deren Seiten zwei Schäfer sitzen, von Schafen umgeben. Von diesen bläst der eine, welcher unter einem Weinstocke mit riesigen Trauben sitzt, auf einer Schalmei, der andere dagegen auf einem Dudelsack. Offenbar will dieses Bild den Gedanken ausdrücken, dass musikalische Kräfte himmlischen und irdischen Ursprungs zusammen wirken sollen zum Lobpreis Gottes.

Was schliesslich den in der Inschrift genannten Besitzer des Weinbergs, Johann Christian Steinauer in Naumburg betrifft, so bezeichnet ihn eine Eintragung im Totenregister der S. Wenzelskirche zu Naumburg vom 5. Aug. 1724 als „Hochfürstlich Sachsen-Weissenfelsischen Geheimen Camerirer und Hof-Jubelier, wie auch Kauff- und Handelssmann allhier.“

¹ Vergl. darüber meinen Aufsatz im 1. Jahrgange des Archivs für Landes- und Volkskunde der Provinz Sachsen. Halle 1891. S. 150—154.